

Julius Rodenberg

Sein Leben und seine Werke

Heinrich Spiero

Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel)
Berlin W 35



Seinem verehrten Landsmanne,
dem Freunde Rodenbergs
Hermann Sudermann
in Dankbarkeit und
Verehrung

Heinrich Spiero

Julius Rodenberg

der Verfasser

Weihnachten 1921

Universitätsstudium.

1. Semester Sommer 1851 Heidelberg
2. Semester Winter 1851/52 } Göttingen
3. Semester Sommer 1852. }
4. Semester Winter 1852/53 } Marburg
5. Semester Sommer 1853 }
6. Semester Winter 1853/54 Berlin
7. Semester Sommer 1854 Marburg (Examen)

Nervenüberreizung 30

Joachim S. 32

Schellhoff 32

Sommer 1856 (Basel, Baden) 33

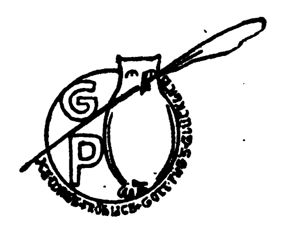
Marschners Melodien mitsingen! 32

Julius Rodenberg

Sein Leben und seine Werke

von

Heinrich Spiero



Berlin 1921

Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)



BURDACH

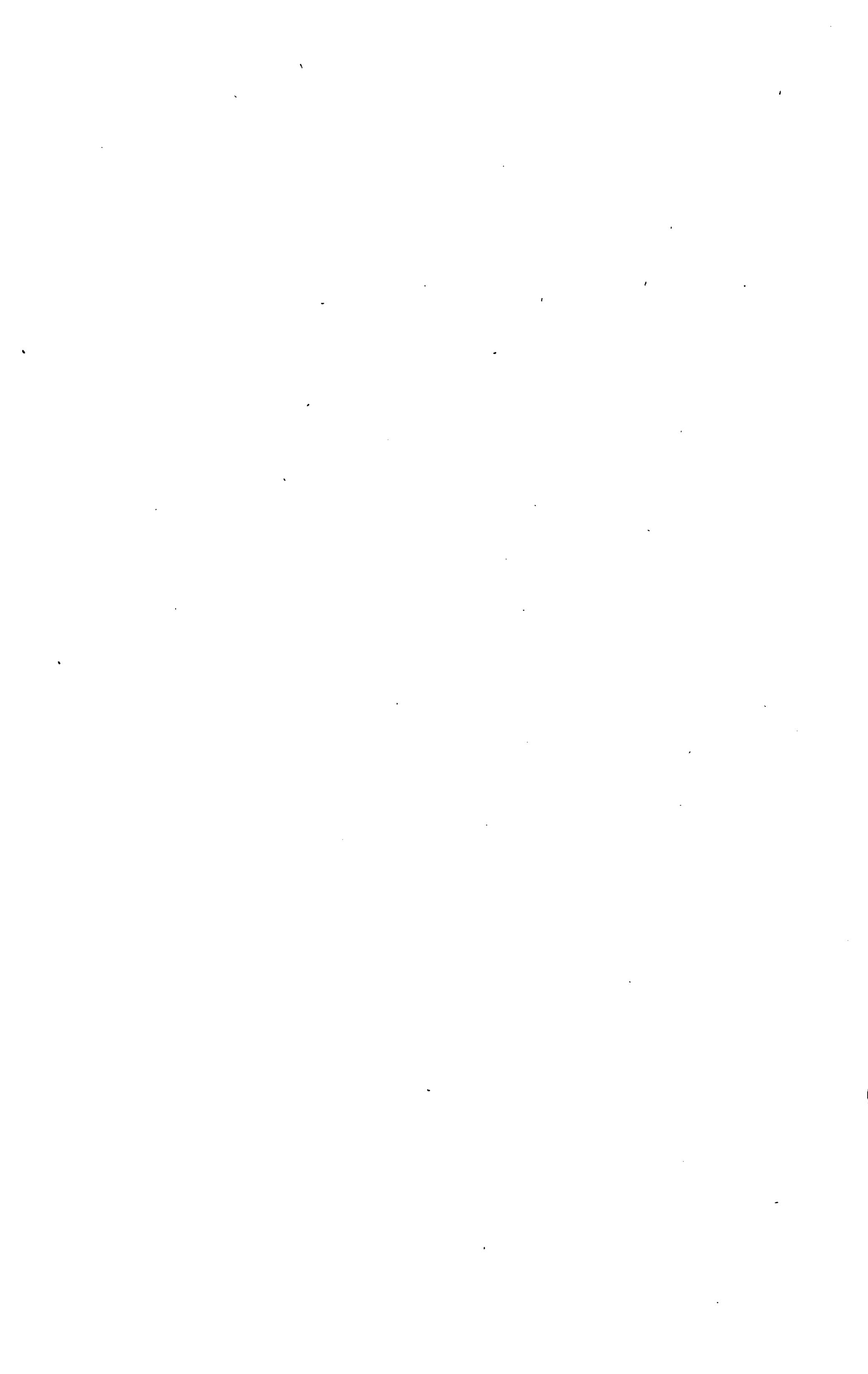
Meinen Schwestern

Elfriede Gordon
Ella Spiero
Paula Freutel

zu eigen



Inhalt



Erstes Kapitel

Kindheit und Schule

Von der Weser durchströmt, von den Höhen des Deister und Süntel durchzogen, liegt, eingeklemmt zwischen lippeschen, braunschweigischen, preußischen Landen die Grafschaft Schaumburg. Geographisch und wirtschaftlich gehört das Ländchen zu Hannover, der Gang der Geschichte hat es jedoch unter kurhessische Herrschaft geführt. Und nicht weit von der hannöverschen Grenze streckt sich am Fuß des Rodenberges ein Flecken hin, einst Wikbold genannt, seit der Erlangung der Stadtrechte im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts Rodenberg geheißen. Das Städtchen, vielfach abgebrannt und wieder aufgebaut, dehnt sich, von der klaren Aue durchquert, längs einer Hauptstraße, der Vorderstraße und einer schmalen Nebengasse in ziemlich gerader Flucht hin. Die Wißbegier seiner Bewohner hat die Häuser so nebeneinander gestellt, daß jeder aus einem Seitenfensterchen den Blick nach dem die Mitte des Ortes bezeichnenden schmucklosen Rathause hat. Von Süden schaut das dunkle Waldgebirge des Deister weit über die freundliche Siedlung; nach Ost und West breiten sich Felder und Wiesen, gleich im Anschluß an die ganz in Obstbäume eingenisteten Häuser, und im Norden grenzt der grüne Rodenberg die Aussicht ein. In der quellenreichen Gegend besaß auch Rodenberg seine Salzquelle; sie ist heute verfallen, und nur ein hübsches Brunnenhäuschen an der hochstämmigen Allee nach dem blühenden Nachbarbade Nenndorf erinnert noch daran, wie die Reste des alten Schlosses an vergangene Gräflich Schaumburgische Zeiten.

Hier wurde am 26. Juni 1831, einem Sonntage, dem Kaufmann Simon Gumpert Levy ein Sohn geboren, der den Namen Julius empfing; er sollte ihn später dem seiner Vaterstadt für die Dauer verbinden. Der Vater stammte aus Rodenberg, in dessen Gemarkung seine Familie seit einem Jahrhundert ansässig war; in der Stadt selbst wohnte sie erst seit dem Siebenjährigen Kriege. Das kam so: Im Juli 1759 beging die Rodenberger Bürgerschaft auf dem Rathause das Verlobungsfest eines jungen Kaufmanns. Nach Mitternacht stürmten drei Leutnants der seit kurzem eingezogenen französischen Besatzung in den Saal und belästigten in roher Weise die weiblichen Teilnehmer des Festes. Als man sie zu entfernen versuchte, zogen sie blank, die Roden=

berger griffen zum Messer, und es entspann sich ein Kampf, der schließlich mit der Überwältigung der Franzosen sein Ende fand; sie waren, gleich einer ganzen Anzahl Bürger, schwer verwundet. Der französische Kommandant legte der Stadt eine binnen drei Tagen zu beschaffende Geldbuße auf und drohte bei deren Ausbleiben mit Plünderung und Niederbrennung. Die Bürger und der Salzinspektor konnten jedoch in dem durch den Krieg verarmten Orte von den geforderten 700 Talern nicht mehr als 480 auftreiben. Da erbot sich der vor dem Tore wohnende jüdische Kaufmann Abel Levy zur Hergabe der fehlenden 220 unter Verzicht auf Rückzahlung und Zinsen, wenn seinem Sohne, dessen Ehefrau und ihren etwa in Rodenberg geborenen Nachkommen Niederlassung und Bürgerrecht in der Stadt gewährt würden. Die Bürgerschaft nahm das Angebot an, ward die Franzosen los, und Rodenbergs Urgroßvater zog in das Haus an der Vorderstraße, in dem die Familie rund hundert Jahre gewohnt hat.

Die Mutter stammte aus der angesehenen hannöverschen Familie Coppel; sie war dem Vater geistig und wohl auch gesellschaftlich überlegen, von lebendigem Gefühl für Dichtung und Musik, insbesondere eine treue Leserin der Werke Goethes, dabei eine fromme, aber nicht eifernde Jüdin. Ihre ungewöhnliche Schönheit zeigt fast jedes ihrer Bilder, sie wird auch von allen, die sie kannten, gerühmt. So ergriff es den Sohn tief, als auf einem Weimarer Goethe-Tag, nicht lange vor seinem Tode, ein Professor an einer schottischen Universität ihm das von dem deutschen Großvater ererbte Bild der Mutter überreichte und deren Lob, wie er es vom Großvater vernommen, verkündete; und der bekannte englische Zeitungsmann Reuter, auch ein Schaumburger Kind, einst Handlungsgehilfe bei Rodenbergs Vater, hob bei einem späten Wiedersehen mit dem Landsmann zu allererst die Schönheit der Mutter hervor. Noch heute erzählen alte Rodenberger von ihrer Stattlichkeit und Liebenswürdigkeit.

Amalie Levy war auch eine gute Erzieherin. Sie ließ den sechs Kindern des Hauses (neben dem Erstling Julius die Schwester Bertha, die Brüder Karl und Gustav und die Zwillingsschwestern Emma und Pauline) alle Freiheit in Garten, Wald und Feld, nötigte sie aber zugleich zu treuer Pflichterfüllung in Haus und Lehre.

Wie oft hab' ich an dich gedacht,
Wenn ich den Wanderhut bekränzte,
Wenn mir der Erde Sonnenpracht
Entzücken in die Seele glänzte.

Du warst es ja, die einst das Gift
Von meinem Kinderherzen wehrte,
Die mich der Schönheit Rätselschrift
Erkennen und verstehen lehrte.

Man lebte in bescheidenem Wohlstand, der vielleicht für die geringen Bedürfnisse jener einfachen Jahre in dem kleinen Ort zu Zeiten Wohlhabenheit genannt werden konnte; aber häufig genug stellten sich auch Sorgen ein, denn der Vater war kein hervorragend geschickter Kaufmann und seinem Wesen und Schicksal nach ein Pechvogel. Nichts ist hierfür vielleicht charakteristischer als die Geschichte vom Großen Los: Der Vater hielt neben dem Warengeschäft eine Kollekte der kurhessischen Landeslotterie. Eines Nachts erschien ein reitender Bote und meldete, das Große Los sei in die Kollekte gefallen. In begreiflicher Aufregung ward Licht gemacht, die Familie kleidete sich an, und das dicke Lotteriebuch wurde nachgeschlagen. Da stellte sich heraus, daß gerade dieses eine Los nicht verkauft worden war, der Vater hatte Angst gehabt, es selbst zu erwerben und es am Tage zuvor nach Kassel zurückgesandt.

Immerhin, Druck blieb der Kindheit fern. Ihr war beschieden, sich behaglich und jugendlich auszuleben, sei es im Elternhaus mit seinem gepflegten Garten voll schöner Blumen, sei es im Anwesen der väterlichen Großmutter mit seinem etwas verwilderten Obstgarten dahinter oder in dem dazwischenliegenden des Kupferschmieds Schlichting, der jeder der Nachbarstöchter zur Hochzeit als Heimatandenken einen blanken kupfernen Kessel eigner Arbeit verehrte.

Dehnten sich die Wanderungen der Kinder über die beiden Gassen des Städtchens aus, so war ihr Ziel zunächst das Wahrzeichen der Heimat, der Rodenberg. Der Weg dorthin führte entweder auf breiter Fahrstraße am Wirtshaus „Zum Stockholm“ vorüber, so benannt in Erinnerung an die lange schwedische Einquartierung während des Dreißigjährigen Krieges, oder man ging auf schmalen, umbuschten Pfaden an den von Flieder und Obstbäumen überwachsenen beiden Friedhöfen — dem evangelischen und dem jüdischen — vorbei, in langsamer Wanderung den Berg hinauf. An der Stelle, wo jetzt die Windmühle klappert, stand damals ein alter Baumstrunk, und der um ihn gelegene flache Platz auf der Bergkuppe war der bevorzugte Tummelplatz kindlicher Spiele. Hier ward alljährlich das Osterfeuer angezündet, hier zum erstenmal der Sonnenaufgang genossen; des Rodenbergs damals noch bewaldeter Nordabhang war die natürliche Lehrstätte für Vogelsang und den Wuchs von Bäumen und Blumen. Der Berg hat Julius Rodenberg als das Mal der Kindheit bis in die letzten Träume begleitet, ihm dankt er es, daß noch der Achtzigjährige auf seinen Wanderungen durch den Berliner Tiergarten jede Vogelstimme unterschied, und wenn der Mond ihm viel später über Häusern und Bäumen emporstieg, so meldete sich immer wieder das Gedenken an die mondbeschienene Höhe in der Grafschaft Schaumburg.

Das waren Freuden des Alltags: Spiele auf der großen Wiese am Bach, deren Gartenhäuschen von den Kindern des Hauses und ihren Freunden eigenhändig austapeziert und später wohl auch zum Rauchen verbotener Zigarren oder zum Lesen noch verbotener Bücher benutzt ward, Spiele auf der Straße vor dem Hause und Gänge und Fahrten in die Umgegend. Ereignisse der Kindheit aber waren die Reisen nach Nenndorf und Hannover, im Wagen ausgeführt, zu früher Stunde begonnen und voll langhaftender Eindrücke. In Nenndorf konnte man einen Blick in das Kurleben des kleinen Bades tun und während einiger Sommerwochen die Mitglieder des landesherrlichen Hauses unter ihren Untertanen am Brunnen wandeln sehen; Hannover, im Auslande belegen, bot den Anblick großstädtischen Lebens und den Aufenthalt in Haus und Garten der mütterlichen Großeltern, freilich nur so lange, bis die Großmutter starb und der Großvater gleichfalls nach Rodenberg zog.

Das Anwachsen der Familie erforderte eine Vergrößerung des Elternhauses. Dem einstöckigen Bau, der neben der Wohnung den Kaufmannsladen und die Vorratskammern umfaßte, ward ein Aufbau — der sogenannte Erker — aufgesetzt, und dieser wurde nun das eigentliche Reich der Kinder, zumal weil er ein Seitenfenster mit bequemer Einbuchtung und einen vollen Blick auf den Rodenberg bot. Der Weg nach oben führte an einer Schwarzwälder Uhr vorbei, deren heiser schnarrender Ton dem Hause die Zeit angab; sie ist mit Julius Rodenberg durch sein ganzes Leben gewandert. Sie schlug für die Kinder besonders feierlich, wenn sie in früher Abendstunde das Gesellschaftszimmer betreten durften, darin die Mutter die Damen des Arztes, des Amtmanns, des Prokurators und des Oberförsters empfing und mit Eiercreme und Kuchen bewirtete. Bald schlug sie auch zum Beginn des Unterrichts. Er ward durch Hauslehrer erteilt, zuerst durch einen etwas pedantischen Schulmann, von dem die Kinder am meisten lernten, wenn er mit ihnen an einem freien Nachmittag nach dem Dorf Apelern oder gar ans Steinhuder Meer wanderte, die Stätte der Kämpfe zwischen Hermann und Germanicus. Das wichtigste Schulfach war die biblische Geschichte. An ihr entzündete sich zuerst die Einbildungskraft des Knaben, der die Hauptschriften des Alten Testaments in der Ursprache lesen lernte. Und derselbe Lehrer griff in die schauspielerischen Bemühungen der Kinder ein, wenn sie unter Julius Führung Trauerspiele aufführten, deren Fabel im Anschluß an Personenverzeichnisse Shakespearescher oder Schillerscher Stücke so frei wie irgend möglich erfunden worden war. Der Lehrer brachte sie zu Theodor Körner, ließ die Geschwister zu ihrem Entzücken dessen kleine Stücke lesen und spielen. Als er Roden-

berg verlassen mußte, folgte ihm nach einem kurzen unerquicklichen Zwischenspiel ein flotter junger Doktor aus Franken, der den zwölfjährigen Knaben mehr als Kameraden behandelte und ihn insbesondere in Geschichte und Erdkunde, aber auch im Lateinischen förderte. Daneben unterrichtete ein junger Gerichtspraktikant im Englischen, der Nenndorfer Brunneninspektor, ein Freund des Hauses, aus nachbarlicher Gefälligkeit im Zeichnen.

In allen diesen Fächern machte der Knabe gute Fortschritte, ewig verschlossen aber blieb ihm die Mathematik. Um so inniger und beglückender eröffnete sich ihm das Reich der Musik. Hier kam die Anregung, wenn auch nicht die Lehre, von der tief musikalisch empfindenden Mutter. Gerade weil sie den eignen Mangel an musikalischer Ausbildung nie verwunden hatte, hielt sie auf zeitigen Unterricht ihrer Kinder, und so erschollen zuerst auf einem engbrüstigen kleinen, dann auf einem volltönigen großen Klavier die Melodien Mozarts und Peter Cornelius, Webers, Marschners und Mendelssohns, wie sie Julius Rodenbergs ganzes Leben durchklungen haben.

Die Eltern hatten es sich nicht anders denken können, als daß der Sohn wie der Vater Kaufmann werden sollte; und genau dieser Absicht gemäß ward er Ostern 1845 auf die Höhere Bürgerschule der mütterlichen Heimatstadt Hannover entsandt, wo er bei dem verheirateten Bruder der Mutter Wohnung nahm. Schon damals jedoch setzte sich in ihm eine innere Abneigung gegen den ihm zugedachten Beruf durch, und die metrischen Ausarbeitungen, damals noch zum Lehrplan der Schule gehörig, lagen ihm mehr als das kaufmännische Rechnen und die Buchführung. Dazu kam, daß er sich in dem verwandten Hause wenig wohl fühlte; die materialistische Grundrichtung der neuen Umwelt widersprach allzusehr nicht nur dem inneren Wesen des Knaben, sondern auch der geistigen Lebensluft des bescheideneren Elternhauses. Als ihr verwandt empfand er den deutschen Unterricht des lebhaften und dichterisch fühlenden Doktors Lübeking. Er führte den Knaben zu Rückert und Uhland, Chamisso und Platen, nicht zuletzt zu Freiligrath, dessen „Prinzen Eugen“ die Klasse jauchzend aufnahm. Der Direktor der Schule, Professor Tellkampf, erkannte den zwiespältigen Seelenzustand und die besondere Eignung seines Schützlings; als dieser einst ein Bérangersches Gedicht nicht in Prosa, sondern in Verse übertragen hatte, trat Tellkampf, statt den Vierzehnjährigen nach dessen Erwartung zu strafen, mit den Eltern in Verbindung und setzte es bei ihnen durch, daß Julius zu Ostern 1846 auf das Gymnasium zu Rinteln kam.

Damit begannen glücklichste Jahre.

Unvergessen blieb dem Schüler der Tag, da er zum erstenmal aus dem Einspännerchen heraus, darin er neben der Mutter saß, von der Höhe des Fahrwegs unter der Luhdener Klippe Rinteln vor sich liegen sah. Das siebenfache Band der Weser glänzte bei der letzten Waldöffnung herauf. Und die Jahre hielten, was der erste Tag versprach. Das neue Gefühl von Schönheit und Freiheit und Freudigkeit durchglühte die ganze Schulzeit, mochte nun in Februarnächten das Eis im Strome krachen oder nach einem warmen Frühlingsregen der Duft der frischbegrünten Buchen die Stadt durchziehn. Die ganze Umgegend ward abgestreift, die Arensburg und die Paschenburg immer wieder besucht und die geschichtliche Erinnerung aus den alten Räumen der Gelehrtenschule heraus belebt.

Schon das Stadtbild und die landschaftliche Umgebung mußten den empfänglichen Knaben beglücken. Rinteln liegt höchst reizvoll am breiten Weserstrom, am Südabhang des Wesergebirges. Während in Rodenberg die Stürme der Zeit und der Brand fast alle Bauten früherer Geschlechter zunichte gemacht hatten, standen hier an der Weserstraße und insbesondere an der Rittergasse noch prachtvolle Bürgerhäuser, Denkmäler der deutschen Renaissance; auf den Wällen der alten Festung längs der grünen Stadtgräben rauschten alte Bäume. Die neue Lehrstätte trug lange Überlieferung in sich. Sie war ein einstiges Zisterzienser-Nonnenkloster, ein völlig mittelalterlicher, geheimnisvoll winkliger Bau, den seit dem Jahre 1621 Professoren und Studierende der vom Grafen Ernst von Schaumburg begründeten Universität mit ihrem Leben erfüllt hatten. 1809 war die Hochschule durch die Franzosen aufgehoben worden. Am dreihundertjährigen Gedenktage der Reformation hatte ein Gymnasium neuer, Humboldtscher Art die altgeweihten Räume bezogen und bald die beste Jugend des Landes, darunter zwei so verheißungsvolle Schüler wie Franz Dingelstedt, den in Rodenbergs Elternhause überschwenglich verehrten Dichter, und Friedrich Oetker aufgenommen. Klosterhof und Klostergarten, Aula und Kreuzgänge waren fast unverändert, und in einer wirklichen alten Klosterzelle hat der neue Schüler die letzten drei Jahre als Kostgänger des Ordinarius der Prima sein Wesen getrieben, in dem an seltenen Blumen und fremdländischen Bäumen reichen früheren botanischen Garten der Universität, hart unter seinen Fenstern, Erholung und Umgang mit der Natur gesucht.

Bei starker Anspannung durchlief Julius die Klassen des Gymnasiums rasch; er konnte in fünf Jahren die Lehrpläne der Quinta, Quarta, Tertia, Sekunda und Prima bewältigen, obwohl er zeitweise daneben noch einem Gerichtsschreiber französischen Unterricht erteilte (das Entgelt bildeten Freiligraths Gedichte) und eigensten Neigungen nachging. Rege

Förderung seiner Lehrer ward ihm zuteil. Der Direktor Doktor August Schick erschien ihm freilich zuweilen etwas zopfig, wenn er, offenbar noch ganz in rationalistischen Gedankengängen befangen, zum Erstaunen des frommen Knaben bei Schulandachten statt „Gott im Himmel" — die Tugend sagte; aber der Schüler hat von ihm, nicht nur in der trefflichen Horaz-Stunde, viel gelernt. Den Geschichtsunterricht gab der junge Ludwig Stacke, dessen lebhaft schildernde Geschichtsbücher später viele Generationen durch die Schule begleitet haben. Wärmer schloß Rodenberg sich an seine Lehrer Eysell und Blackert an, zwei jüngere hochstrebende Männer. Bei ihnen und zumal bei Blackert fand er Fingerzeig und Wegweisung für Schule und Leben. Jetzt begann, wie für jeden künftigen Schriftsteller, auch für Rodenberg eine Zeit unermeßlichen Lesens, wie er denn schon daheim Beckers und Rottecks Weltgeschichte und Landaus Beschreibung des Kurfürstentums Hessen eifrig studiert hatte. Ein paar Sekundaner und Primaner taten sich zu einem Schülerverein zusammen und lasen allein oder gemeinsam nicht nur die von Hannover her geliebten Dichter der Zeit, sondern Goethe und Schiller, vor allem aber Shakespeares Dramen. Rodenberg selbst erkor sich auf Blackerts Rat keinen schlechteren literaturgeschichtlichen Führer als dessen Lehrer Friedrich August Vilmar; Vilmars Ansichten sind ihm, wie sein nun angefangenes Tagebuch meldet, immer Wahrheit. Unter den Freunden im Kränzchen traten ihm Heinrich Langwerth von Simmern, der Sohn eines hannöverschen Offiziers, und Lilienfeld, Kaufmannssohn wie Rodenberg, am nächsten. Neben ihnen ward ein musikalisch begabter Jüngling zum Genossen mancher Freistunde, Friedrich Ruhn, der sich vom Rentbeamten zum Komponisten zu bilden bemüht war. Mit diesem seltsamen Menschen, im Freundeskreise Stech genannt, spielt er auf dem gemieteten Klavier, mit ihm jubelt er, als Ruhn in Bückeburg Liszt vorgestellt wird. Ein Konzertstück in drei Abteilungen führt Rodenberg mit den Mitschülern Weiß und Starck auf, und er hat später mit tiefer Wehmut die traurige Laufbahn dieses zerfahrenen Talents verfolgt. Ruhn starb in Dürftigkeit als Musikdirektor eines mediatisierten Fürsten. Er hat im Jahre 1868 noch in Rodenbergs Gegenwart sein Lebenswerk, ein Oratorium, in der Leipziger Thomaskirche dirigiert, aber es doch zu nichts gebracht, als — wie Rodenberg mit warmem Jugendanteil sagt — von der Jugend geliebt zu werden.

Blackert, der geliebte Lehrer, ein Mann, der einem alten Holzschnitt aus Luthers Zeit glich, blieb von tiefem Einfluß auf die historische und literarische Anschauung des Schülers. Er führte ihn und die Freunde an der Hand Homers und des deutschen Volksepos in die Welt der Sage, mit dem verständnisvoll erläuterten Herodot in die der Geschichte ein,

er wies ihnen diese als die Abfolge der großen Ideen und verwahrte sich, selbst eine tiefgläubige Persönlichkeit, gegen subjektiven Kritizismus, gegen ewig verneinende Zweifelsucht. „Bildung", sagte er Rodenberg einmal, „ist nicht der Firlefanz, das Drehen und Wenden nach der Mode, obgleich das in gewissen Fällen nicht undienlich ist, Bildung ist Verstand, Produktivität der Phantasie und Willen." Wie sich unter solcher Leitung Rodenbergs literarisches Urteil früh schärfte, lehrt eine Äußerung aus den Primanerjahren im Gespräch mit einem jungen Mädchen: „Heine ist nicht geworden, was er hat werden können, Geibel ja. Den von der Natur verliehenen Gaben nach war Heine riesenhoch über Geibel."

Das Jahr 1848 wirrte auch das Leben der Rinteler Schüler durcheinander. Der März brachte Tumult und Aufregung, die Nachricht von einer Flucht des Kurfürsten, schließlich die Preßfreiheit. Eine Dankadresse aller Bürger ward beschlossen, die von aufgeregten Massen durchzogene Stadt festlich erleuchtet. Die Schüler, die dort offenbar die Rolle von Studenten spielten, gingen rauchend im Festzug mit, der schließlich in die Hymne: „Heil unserm Fürsten" ausklang. Doktor Blackert aber, politisch ganz großdeutsch, ja pangermanisch gesonnen, übernahm die Redaktion des Rinteler Volksblatts und ermunterte Rodenberg zur Mitarbeit. Der folgte gern und veröffentlichte einen Aufsatz „Der Geldprotz". Er war ganz von der nationalen und freiheitlichen Bewegung hingenommen, freute sich, daß der Vater in den Bezirksrat gewählt war, und schrieb der Mutter: „Wenn das Wort frei ist, wird auch die Tat nicht mehr gebunden sein", aber er bekannte schon früh dem etwas besorgten Vater: „Parteigetriebe ekelt mich an."

Das Jahr 1850 aber brachte den großen Schmerz des Abschieds von Blackert, der Rinteln verließ, um eine oberhessische Pfarre zu übernehmen, er „der lebendige Mittelpunkt all unseres Strebens, das klopfende Herz unseres Wollens und Schaffens". Nach dem Lebewohl an jeden einzelnen ließen die Schüler es sich nicht nehmen, dem geliebten Lehrer eine Nachtmusik zu bringen, und nichts ist für ihre nationale Hochstimmung in jenen Tagen der schon eingetretenen Reaktion bezeichnender, als daß sie ihm Rückerts Lied vom alten Barbarossa sangen:

Er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen mit ihr zu seiner Zeit.

Hinreißend und erschütternd wirkte Blackerts Antwort; er dankte seinen Schülern für ihre Begeisterung und pries deren Ziele: das große, schöne, deutsche Vaterland, deutsche Freiheit, erwärmendes Gottvertrauen.

Im selben Jahr 1850 unterbrach eine Harzreise den sonstigen Wechsel zwischen Rinteln und Rodenberg. Sie begann unter ungünstigsten Vorzeichen mit ganz einsamer Wanderung bei düsterem Regenwetter; auch enttäuschte den an Laubwald Gewöhnten zunächst das Nadelholz, dann aber kam die Sonne, Blankenburg, das Bodetal, Rübeland wurden in der Feierstille schöner Sommertage genossen. Und diese Sommerferienfahrt reifte die erste Frucht stiller Poetenarbeit. Wohl lagen im Klosterschrank schon Verse einer Dornröschendichtung, und wohl hatte Rodenberg im Sturmjahr ein — wie er selbst alsbald empfand — spottschlechtes Gedicht gegen die Dänen veröffentlicht und dafür tiefe Kränkung von Lehrern und Mitschülern erfahren. Jetzt setzte sich die neu beflügelte allgemeine Empörung über das Schicksal Schleswig-Holsteins, die den dreißigjährigen Theodor Fontane nach den Herzogtümern trieb, bei dem neunzehnjährigen Rodenberg in eine Anzahl von Sonetten um; sie waren Kinder eben der vaterländischen und freiheitlichen Begeisterung, die den ganzen Rinteler Jahrgang unter Führung des unvergeßlichen Lehrers durchströmte, an Rückert geschult, dem der Dichter sie mit einem Brief voll wärmster Liebe einsandte. Rückert hat ihn nie beantwortet, aber, wie seine Tochter Rodenberg nach dreißig Jahren mitteilte, nicht verbrannt, sondern sorglich bis an sein Lebensende aufbewahrt. Die kleine Sammlung sollte wenigstens mit ihrem etwaigen Ertrage Schleswig-Holstein zugute kommen, und so wagte der Schüler die Einsendung an den Verlag aller jungen Stürmer und Dränger, an Hoffmann und Campe in Hamburg. Seinen Namen gab er weder auf dem Titelblatt noch im Begleitbrief an, sandte diesen vielmehr unter Ruhns Anschrift ab. Er empfing weder Antwort noch Korrekturabzug, aber an einem Septembernachmittag, da er am offnen Fenster über Wiesen und Pappeln hinweg auf die Weser und die Berge schaute, die Handschrift seines „Dornröschen" vor sich, stürmte Ruhn-Stech mit einem Paket herauf, dessen Inhalt sich alsbald über den Tisch ergoß: „Für Schleswig-Holstein, Geharnischte Sonette." So schlau es aber Rodenberg angestellt hatte, seine Verfasserschaft zu verbergen — Campe hielt nicht reinen Mund. Er nannte dem Herausgeber des Hamburger „Freischützen" Stech als Verfasser. Das verbreitete Blatt teilte diese Entdeckung mit. Alsbald erriet man in Rinteln die Wahrheit, so sehr Rodenberg Campe jetzt brieflich um Verschwiegenheit beschwor. Die bittere Erfahrung von 1848 wiederholte sich aber nicht, Lehrer und Mitschüler, sogar der Direktor, nahmen diese Abschweifung von der geraden Straße mit Wohlwollen, ja, mit einer gewissen Begeisterung auf, und eines Abends sang der Freundeskreis unter Rodenbergs Fenster eins der Sonette in der Vertonung des treuen Ruhn. Es war Rodenberg eine tiefe Genugtuung, später das be-

trächtliche Honorar für das „Dornröschen" Ruhn zu schenken, der damit die Anfänge seines Studiums an der Leipziger Musikhochschule bestreiten konnte.

Den Gedichten war der erste literarische Briefwechsel ihres Verfassers vorausgegangen, und zwar mit Georg Spiller von Hauenschild, der damals unter dem Namen Max Waldau ein viel gelesener Schriftsteller war. Es erheiterte Rodenberg sehr und machte ihn stolz, daß die Weserzeitung seine Sonette für Verse Waldaus hielt.

Im Frühjahr 1851 durfte er nach Bremen reisen. Hier sah er bei dem jungen Buchhändler Schlotmann Waldaus Bild, hier lernte er einen Redakteur der Weserzeitung kennen, der durch sein geistvolles Gesicht einen guten Eindruck auf ihn machte, und erfuhr erst am anderen Tage zu seiner Überraschung, daß es Friedrich Bodenstedt war.

Dann aber ging es zum letztenmal nach Rinteln zurück und in die Reifeprüfung hinein. Er kam glücklich durch, war aber „matt wie eine Fliege". Das Reifezeugnis erteilte ihm im Deutschen ein sehr gut, im Französischen ein recht gut, in den anderen Fächern mußte er sich mit einem „im ganzen gut" begnügen. Am 5. April 1851 war seine Schulzeit beendet; er verließ Rinteln nicht mit dem Jubelgefühl so manches Abiturienten, denn ihn hatte die Schule nicht gedrückt. Unermeßliches und Unvergeßliches dankte er ihr, ihren Lehrern, den Kameraden, dem Städtchen und den Bergen „im Sehnsuchtsblau". Seine Sehnsucht nach Poesie hatte er befriedigen, sich den Zugang zu höherer Bildung erarbeiten dürfen. Dankbar nahm er Abschied.

Ihr kennt sie nicht, des Klosters dunkle Räume,
Die dunklen Gänge nicht, die trauten Zellen;
Ihr kennt nicht eine von den teuren Stellen
Der Heimat meiner Jugend, meiner Träume.

Doch mir ist wie mit goldner Schrift geschrieben,
Mit Blütenstaub und mildem Glanz der Sterne,
Das schöne Bild vor Augen stehn geblieben.

Zweites Kapitel

Auf der Universität

Dem Elternhause dankte der Student, der mit schmalem Ränzel den Weg zur Hochschule antrat, die Grundlage einer reinen und heiteren, geistig angeregten und belebten Erziehung, das Leben im befriedeten Schoß einer treu zusammen-

haltenden Familie; er dankte ihm auch einen festen Gottesglauben, dem freilich trotz der Gesetzestreue der Eltern schon damals eigentlich jüdische Färbung fehlte. Es ist bezeichnend, daß der Greis sich noch eines Gottesdienstes in dem kleinen, der Gemeinde von seinem Großvater gestifteten, ganz in Flieder und Obstbäume gebetteten Tempel erinnerte; da hatte ihn nach frommem Fasten und taglangem Beten eine unaussprechliche Sehnsucht ins Freie befallen: „Da geschah es, am Ende eines solchen Tages, als schon die Sonne sich zum Untergange neigte, daß ich, durch das hohe Bogenfenster der Synagoge nach dem heimatlichen Berge blickend, der weit dahinter im Abendglanze lag, ein Bäuerlein sah, das dort seinen Acker bestellte; und wie er ruhig dahinschritt, das Pferd und den Pflug lenkend, und dies alles sich wie ein scharf umrissenes Bild auf dem goldenen Westhimmel abzeichnete — da faßte mich ein Verlangen, ich hätte damals noch nicht sagen können, wohin und wonach." Es galt damals wohl noch zu allererst der Natur. Sie hatte der schweifende Knabe tagtäglich an Strom und Bach, in Berg und Tal, in Rodenberg, in den Wäldern Hannovers, um Rinteln genossen. Baum und Blume, Vogel und Käfer waren ihm vertraut, und nie hielt er es auch nur ein paar Tage ohne Umgang mit dem sprießenden Leben jenseits der Städte aus.

Rinteln aber hatte ihm die feste Grundlage einer geschlossenen Schulbildung gegeben, wie sie das derzeitige Gymnasium bot: bei deutscher Gesinnung noch ganz klassisch gerichtet, mit gründlicher Durchdringung der alten Sprachen und Literaturen, nicht angekränkelt von der realistischen Reformsucht späterer Jahrzehnte, noch ganz wirkliche Gelehrtenschule zur Vorbereitung auf die Universität.

In die weitere Entfernung von Rodenberg, das von der Gymnasialstadt in kurzer Postfahrt zu erreichen war, mischte sich freilich noch ein herbes Weh. Der fast zwanzigjährige Abiturient war von einer tiefen Leidenschaft erfüllt, die über den üblichen Gefühlskreis empfindsamer Primanerschwärmerei weit hinausging. Die Geliebte hieß Johanna Mandt, sie war Julius gleichaltrig, die Tochter des dem Elternhause befreundeten Salineninspektors. Lange Zeit hindurch sind beide in Glück und Schmerz bis in die Tiefe ihres Wesens aufgewühlt worden. Wenn er in Sonetten, die sich zu einem Totenkranze zusammenfügen, fragt:

Von meiner Aue, sagst du, soll ich scheiden?
Vom Rodenberge, ach, und meinem Deister?

so beklemmte ihn doch vornehmlich das Scheiden von ihr:

Du bist des Himmels liebstes Kind, sein Frieden
Geht einsam durch dein Schaffen und dein Sinnen.

Schwere Tage voll innerster Kämpfe brachen an, Johanna löste eine rasch eingegangene Verlobung, aber der junge Student, ohne Aussichten und noch ohne klares Ziel, wagte nicht, ihre Schicksale zusammenzufügen; doch immer wieder schlug durch den Versuch einer befriedeten Freundschaft die Flamme heißeren Gefühls, und ihr Bild hat Rodenberg nie wieder verlassen.

Einen Knust heimatlichen Schwarzbrots, die Gabe des Oberförsters, eines alten Hausfreundes, in der Tasche, fuhr er zur Universität und begann das Studium der Rechtswissenschaft, nicht aus sonderlicher Neigung, sondern mehr wohl als Brücke zur Wissenschaft im ganzen. Am 5. Mai 1851 traf er in Heidelberg ein. Der Lehrer, den er zuerst hören mußte, war der berühmte Pandektist Karl Adolf von Vangerow, aber dessen Vorlesungen über die Institutionen des römischen Rechts fesselten den Schüler viel weniger als die geschichtlichen Vorträge des alten Friedrich Christoph Schlosser und das Kolleg über die französische Revolution bei dem jungen Ludwig Häußer. Vielfache Wanderungen über die Bergstraße, Ausflüge in den Schwarzwald, Besuche bei dem Mitschüler Lilienfeld in Marburg hoben die Stimmung nicht. Sein ganzes Dasein — bekannte er sich — schien ihm aus seinen Ufern getreten, immer unter den dunklen Schatten, die jenes unerfüllte Liebeserlebnis aus der Heimat auf den Weg warf. „Kein Mensch", schrieb er den Eltern, „von dem ich einen Stoß weder vor- noch rückwärts bekäme." Erst gegen das Ende des Semesters und im Aufstieg neuer Dichtung schwang seine Stimmung wieder empor. Otto Roquettes munterer Sang von Waldmeisters Brautfahrt erschien und packte in seiner Frische die studentische Jugend. Er ward das Wahrzeichen eines Kommilitonenkreises, zu dem, neben Rodenberg, der junge Alfred Graefe, ein Vetter des berühmten Augenarztes und später selbst ein solcher, gehörte. Der kannte den Dichter des Liedes „Noch sind die Tage der Rosen" gut, seiner Schwester war es gewidmet. Mit ihm und seinen Freunden durchwanderte Rodenberg die Wälder des Königsstuhls, er lernte den aus der Ferne verehrten Dichter Otto Müller, den Verfasser eigenartiger literarhistorischer Romane, kennen, besuchte ihn häufig in Mannheim und widmete ihm einen kleinen Sonettenkranz vom Fliegenden Sommer, er gab seine Rinteler Versmäre vom Dornröschen, als ein Grüßen aus dem schönen Land, wo Rhein und Neckar fließen, an keinen Geringeren als den hessischen Landsmann Jakob Grimm gerichtet, heraus. Jetzt ging ihm auch die Stimmung von Stadt und Schloß voll auf, wie sie einst zielweisend die Geburtszeit der deutschen Romantik durchtränkt hatte.

Die Luft geht mild und weich,
Der Himmel liegt in Mondenpracht;
Verirrten Sternen gleich
Ziehn Funken durch die Sommernacht.

Ein kühler Brunnen springt,
Es duften Flieder und Jasminen,
Und wie ein Lied der Liebe klingt
Der Abendwind in den Ruinen.

Am Wolfsbrunnen las er Graefe, der in der Hecklerei am rechten Neckarstaden sein Hausgenosse war, die Dornröschenverse vor, und dann nahm er am 9. August Abschied und fuhr rheinabwärts.

Dorf für Dorf durchwanderte er, ganz in die Romantik dieses unvergleichlichen deutschen Stromtals eingesponnen, bis er tief aufatmend vor dem Kölner Dom stand: „Der Dom wirkt so gewaltig, daß ich nicht davon reden kann.“ Vor der Abreise in die Heimat umfaßt er noch einmal das Bild der stolzen Stadt: „Mein Bett steht an einem tiefen Fenster, und unten donnert der Strom durch die Brückenbogen, der Sturm rast über die Wasserfläche, und die Wolken jagen eine Regenflut an die einsamen Scheiben. Aber in ruhiger Majestät breitet sich der Halbkreis der leuchtenden Stadt; der Widerschein glüht im Wasser und setzt sich über die Brücke in langen Lichtkolonnaden fort.“

Das zweite und dritte Studiensemester verbrachte Julius in Göttingen. Hier lebte ihm in dem Sprachforscher Theodor Benfey ein entfernter Verwandter, dessen Fach ihm freilich die Fakultätswissenschaften so wenig näherbrachte, wie der Kollegbesuch bei Georg Waitz und Hermann Lotze. So ward das corpus juris monatelang nicht aufgeschlagen, um so weniger, als der Student der Burschenschaft Alemannia beitrat und sich mühte, über Band und Zerevis andere Sorgen, auch die um Johanna, zu vergessen. Es war vergeblich. Zu vieles riß an ihm, er konnte nicht vollen Herzens mitmachen und erbat bald die Entlassung aus der Verbindung. Mit zitternder Stimme zeigte er sie dem Konvent an und war glückselig, als der Erstchargierte Sievers nach der Beratung mit den Worten heraustrat: „Du bist doch ein ehrenwerter Kerl!“ Die Burschenschaft hat denn auch ihr Mitglied trotz so kurzer Zugehörigkeit nicht aus den Augen verloren, ihm später das Band verliehen und Rodenberg als Alten Herrn geführt.

Selbstverständlich suchte Rodenberg, ob auch zaghaft, Karl Goedeke auf. Er ward freundlich empfangen, durfte sich bei dem Meister der Literaturgeschichte Rats erholen und ihm seine Gedichte zu kritischer Beurteilung ins Arbeitszimmer an der Leinstraße bringen.

Unter den jungen Kommilitonen jener Tage fesselten Rodenberg besonders zwei. Der eine war der Lüneburger August Lammers, eine begeisterte, frische, federnde Natur, schon in jungen Jahren eine Hoffnung. Eines Tages erschien der eben zum bremischen Senatssekretär erwählte Otto Gildemeister und holte — ein Rodenberg für immer unvergeßliches Bild — Lammers in Band und Mütze mitten aus einem Kommers heraus im offenen Wagen zum Bahnhof, um dem Einundzwanzigjährigen seine Nachfolge als Leiter der Weserzeitung zu übertragen.

Lammers hat die in ihn gesetzten Erwartungen als hervorragender volkswirtschaftlicher Schriftsteller, Förderer der Volksbildung und liberaler Politiker nicht getäuscht. Aber zu noch höher gestecktem Ziele gelangte ein politisch radikalerer, freilich noch weit begabterer Studiengenosse jener Göttinger Zeit, Johannes Miquel. Seine Beziehungen zu Rodenberg spannen sich im Benfeyschen Hause an; hier suchte der junge Mann mit den flammenden Augen, „unter Donner und Blitz" den andern vergeblich zum Atheismus und zur sozialen Republik zu bekehren. Noch näher trat Miquel Rodenbergs Schwester Bertha, mit der es fast zu einem Verlöbnis gekommen wäre, und die den Jugendfreund nie vergessen hat. Das Verhältnis zu Rodenberg selbst trübte sich gegen das Ende der Studienzeit unheilbar.

Wie eine Art Adelsbrief empfing Rodenberg am 16. Januar 1852 ein Schreiben Jakob Grimms, „kurz, herrlich, erwärmend". Daneben laufen Anknüpfungen mit dem einst flüchtig begrüßten Bodenstedt. Rodenberg fährt in den Ferien nach Bremen und wird dort von ihm freundlich aufgenommen, er verlebt bunte Tage in Hamburg, besucht den „zeremoniös abgemessenen" Feodor Wehl und lernt seinen ersten Verleger, den selbstbewußten Epikuräer Campe kennen.

Rodenberg besaß keinen starken Körper und keine unangreifbare Gesundheit. Er war schon in jenen jungen Jahren leicht anfällig, litt schwer an Kopfschmerzen und Nervendruck. Nach den zwei Göttinger Semestern fand er das Heilmittel, das ihn durch Jahrzehnte immer wieder besser als Arzt und Medizin auffrischte: die See. Jauchzend vertraute er sich in Helgoland den Wellen an.

Des Morgens auf dem Falm,
Das ist mein liebster Gang;
Da rauscht das Meer den Morgenpsalm
So hell wie Orgelklang.

Es schweigt der Wind; sein Schritt
Biegt kaum am Fels den Halm;
So leise sing ich selber mit
Des Morgens auf dem Falm.

Zu Helgoland und auf Wangerooge lernte er nun die Nordsee zu allen Stunden, unter jedem Himmel, im Wechsel der Stimmungen kennen, bei Windstille und gutem Fahrwind, in silberner Morgenstunde, im Abendrot und im Sturm, und er sog sich aus den Wellen und der herben Luft Genesung: „Das Rauschen der See war mir erfüllt von Versprechungen der Zukunft, und auf den goldenen Pfaden, welche der Abendstrahl ins Wasser zeichnete, wandelte meine Sehnsucht der Ferne zu, die mir unendlich schien wie jene. Kein Tag ohne Verse; sie drängten sich mir auf in den Rhythmen des Wellenschlages und im Brausen des Windes, in dem ich tausend Stimmen vernahm, von der wilden Empörung bis zum leisen, im Riedgras und Heidekraut hinsterbenden Seufzer. Mich erquickte die Herbheit des Morgens, mich berauschte der Zauber des Mittags, und in der märchenhaften Pracht des Westhimmels bei Sonnenuntergang erkannte meine Phantasie Gesichte von längst versunkener Herrlichkeit. Alles, was auf diesem Nordmeer in grauer Vorzeit sich zugetragen, was das Heldenlied und die Sage von alten Seekönigen und brennenden Wikingerschiffen meldet, stieg lebendig vor mir auf."

Der Umgang mit Friedrich Oetker machte Rodenberg den Aufenthalt auf der damals noch britischen Insel besonders wert; er konnte dem einsamen und kränklichen politischen Flüchtling manche trübe Stunde erhellen, sie konnten von der Heimat und Rinteler Schulerinnerungen plaudern.

Erfrischt, voll neuer Spannkraft und nach warmer Aussprache mit Johanna am Fuß des Rodenberges innerlich ruhiger, bezog Julius im Herbst 1852 die Landesuniversität Marburg.

Hier erst ward er recht zum Studenten. „Das hessische Universitätsstädtchen Marburg ist das wunderlichste Ding, was man unter Gottes Sonne sehen kann", schrieb er nach Jahren. „Es zieht sich um einen mäßigen Hügel und verliert sich in demselben. Es steigt bergauf, bergab. Es gibt Straßen darin, durch welche niemals ein Wagen gefahren ist. Einige von diesen Straßen steigen schnurstracks den Berg hinauf wie Alpenpässe; andere stürzen ebenso schwindelnd den Berg hinunter. Aus einer Straße in die andere steigt man auf Treppen, welche zwischen winkeligen Häusern emporführen. Die Häuser haben eine Tür hinten und eine Tür vorn. Tritt man durch die Tür von hinten, so befindet man sich im Dach der Häuser und sieht nach vorn drei, vier Stockwerke zuweilen nieder in die gekrümmten, engen, dunkeln Gäßlein. Sieht man aber durch die Fenster über die blauen Schieferdächer fort, so erblickt man blühende Gründe und schöne Hügelketten mit Wald und Wiese, die sie begrenzen; rote Felsen, um welche der gelbe Ginster blüht, und einen umbuschten, kleinen, rauschenden Strom, welcher das lieb-

liche Tal durchschlängelt. Dieser Strom ist die Lahn, und dieses Tal ist das Lahntal; und ein glücklicheres Leben, als man hier führt in den alten winkeligen Häusern mit den unregelmäßigen Stuben und schiefen Wänden, gibt es nicht in der Welt und ein lustigeres auch nicht."

In dies leuchtende Leben tauchte Rodenberg ein. Im Kreise hessischer Kameraden, wie Lilienfeld, Ernst und Moritz von Baumbach, Karl Altmüller, Ernst Wehrauch, erwachte endlich auch in ihm die jugendliche Frohnatur.

Weil der Frühling ruft und der Himmel glüht,
Darf ich keine Zeit verlieren;
Wer weiß, wer weiß, wo mein Glück noch blüht,
Ich will es probieren, marschieren,

sang der Jungbursch und gab der Burschenschaft Frankonia, der er nun ein lebendiges Mitglied ward, manches heitere, leichte Trinklied, wie er denn zeitlebens ein guter Zecher geblieben ist. Die Täler der Lahn, der Werra und Fulda, die Rhön und der Habichtswald wurden in guter Genossenschaft durchstreift, in den Häusern der Baumbachs und der Ditfurths, im Park der Schencks getanzt und geschwärmt.

Weißt du noch? — Bei den Ruinen
Deiner Stammburg saßen wir;
Die Kastanienwipfel schienen
In des Frühlings Silberzier.

O, wie zitterten die Bäume,
Und wie funkelte der Plan,
Und wie zog durch unsre Träume
Der Gesang von Ossian!

In Marburg sah und sprach Rodenberg endlich Blackerts Lehrer Vilmar; wenn er den Theologen auch nicht selbst zum Lehrer wählen konnte, so ging er auf seinen Spuren durch die schöne Stadt und empfand mit dem von Rinteln her treu verehrten Führer die hohe Kirche der Heiligen Elisabeth als „das steinerne Triumphlied der Gottesminne". Und in Marburg kam Rodenberg, vornehmlich in den Vorlesungen des Deutschrechtlers Friedrich Wilhelm Röstell, auch mehr Freude an der Rechtswissenschaft; noch stärker fesselten ihn Eduard Zellers Vorträge über Geschichte der Philosophie. Bei Adolf Ebert begann er Italienisch zu treiben.

Das beliebteste Ausflugsziel der eingeborenen studierenden Jugend war die Landeshauptstadt Kassel, „die vaterländische Residenz, für Hessens Söhne damals der Inbegriff aller Herrlichkeit auf Erden". Für Rodenberg aber war das große Ereignis des Marburger Jahres eine Einladung des Frei-

Herrn Karl von der Malsburg auf seine Besitzung Escheberg. Wie der ältere Bruder, der Übersetzer Calderons, in naher Freundschaft mit Ludwig Tieck gelebt hatte, so pflegte der jüngere auf dem schönen Gut nahe bei Kassel den Verkehr mit Künstlern und Schriftstellern, vor allem denen der neuen Spätromantik. Im Februar 1853 bat er Rodenberg mit Bodenstedt zusammen zunächst nach Göttingen; von dort ging die Reise aufs Land, und Rodenberg verlebte mit Malsburg und Bodenstedt in dem Schloß mit dem Rosenwappen, in Park und Wald bei Schnee und Sonne lichte Tage, die auch neuer Dichtung zugute kamen. Er befand sich hier wie in einem abgelegenen kleinen Freistaat, sorgenlos und ganz dem Genuß von Natur und Kunst hingegeben. Er knüpfte von Escheberg aus briefliche Beziehungen zu Wolfgang Müller von Königswinter, dem „rheinischen Poeten", an, und es war ihm ein wunderliches Gefühl, die gleiche Stube zu bewohnen, in der einst Emanuel Geibel als Gast desselben Hauses ein Jahr lang gelebt und gedichtet hatte.

In den Sommerferien nach dem zweiten Marburger Semester, nach einem durch aufgesparte Honorare ermöglichten Aufenthalt mit der Mutter in Helgoland, trat die Musik wieder beherrschend in Rodenbergs Leben. Als der Schüler einst mit seiner Mutter durch eine alte Straße Hannovers gegangen war, wies sie ihm einen untersetzten Herrn mit den Worten: „Das ist Heinrich Marschner." Später war dessen früh gestorbener Sohn Rodenbergs Mitschüler auf der Bürgerschule. Wesentlicher aber war, daß der Knabe wie im Elternhaus so im Hannoverschen Hoftheater mit Marschners Musik aufwuchs, daß der „Hans Heiling" zu seinen ersten großen Musikeindrücken gehörte, daß er die Herzlichkeit der einfachen Tonsprache Marschners früh lebendig empfand. Nie hat er vergessen, wie er als Vierzehnjähriger im alten Hoftheater an der Leinstraße Marschner am Dirigentenpult sah, wie dem Meister ein tausendstimmiger Beifallssturm entgegenbrauste. Die Begeisterung für Marschners Musik begleitete den Schüler nach Rinteln, wo er den Schulgenossen davon vorschwärmte, und auf die Universität. In den Sommerferien des Jahres 1853 aber überbrachte der Hofschauspieler Ludwig Gabillon, auch er ein „Escheberger", später eine Zierde des Burgtheaters, dem Studenten eine Abendeinladung zu Marschner; der spielte und sang dem Überseligen eine Vertonung seines leichten Helgoländers Gedichtes „Marie vom Oberlande" vor; „und am andern Nachmittag, in meiner Heimat, stürzte ich in die Stube und rief: Mutter! Mutter! In meiner Rechten, wie eine Fahne, schwenkte ich ein grünes Heft, und meine Mutter, die mit einer Handarbeit dem offenen Fenster zugekehrt saß, wandte sich um. Vor Eifer und Aufregung konnte ich nicht sprechen — ich hielt ihr das Heft hin, hinter dem grünen Umschlag war

ein weißes Blatt mit gelbem Untergrund, auf welchem das Bild von Helgoland und ein vom Strande stoßendes Boot sich abhob, darüber in großem Druck: Marie vom Oberlande, darunter in feinen Schriftzügen: Dem lieben Dichter von Doktor H. Marschner. Da nahm meine Mutter mich in den Arm und küßte mich." Damit begann eine durch lange Jahre wirkende Freundschaft mit Marschner und den Seinen, eine Freundschaft, die der persönlichen Auffrischung beim Aufenthalt in Hannover nicht erst bedurfte.

Das sechste Semester seiner Studienzeit wollte Rodenberg, der inzwischen in Marburg ein kleines Epos „König Haralds Totenfeier" hatte erscheinen lassen, in Berlin verleben. Am Mittwoch, dem 19. Oktober 1853, betrat er zum erstenmal den Boden der preußischen Hauptstadt, merkwürdig berührt durch das Brettergebäude des Potsdamer Bahnhofs, erfüllt mit einem stürmischen Gefühl von Furcht und Hoffen. In Zernikows Gasthof in der unteren Charlottenstraße stieg er ab, um nahe der Dorotheenstraße zu leben. Denn in dieser, der Studentenheimat von Heyses „Kindern der Welt" und Raabes Velten Andres aus den „Akten des Vogelsangs", wohnten damals zahlreiche Studenten und mit ihnen der Dichter, den jenes akademische Geschlecht auf den Thron erhoben hatte, Otto Roquette. Gleich am ersten Tag suchte Rodenberg ihn auf und ward mit gewinnender Freundlichkeit empfangen. Schon am nächsten traf er bei ihm den just aus Italien zurückgekehrten Paul Heyse, dessen junger Ruhm eben aufzusteigen begann. Und so öffnete sich Rodenberg — der bald in der Dorotheenstraße 91, drei Treppen hoch, eine Bude fand, die er dann mit einem Stübchen in der Rosmarienstraße vertauschte — der Kreis des Tunnels über der Spree. Mitglied dieser Dichtergesellschaft ist er freilich nicht geworden, wenn er auch an manchem Jahresfest teilnahm; aber der gütige Friedrich Eggers und der elegante Karl Zöllner, der „Chevalier", wurden die Genossen mancher heiteren Tafelrunde.

Berlin war damals noch eine enge Stadt von kaum einer halben Million Einwohner. Dürftig in seiner Geselligkeit, bescheiden in den Ansprüchen seiner Bewohner, dem Kinde der Kleinstadt selbst nach der Residenz Hannover doch durch die Fülle der Menschen und Bilder verwirrend, dem geschichtlich gebildeten Studenten durch die historische Weihe der Straßen und Plätze um Schloß und Friedrichsdenkmal ehrwürdig. Auf Wanderungen durch die Stadt und ihre nahe Umgegend suchte er sie sich ganz zu eigen zu machen, er erschloß sich ihren Kunstbesitz, nicht zuletzt Rauchs Meisterwerke in der Charlottenburger Königsgruft. Er hörte, wo er nur konnte, gute Musik, und fand da am 16. März 1854 (des Tages haben beide zeitlebens gedacht) einen Lebensfreund in dem fast gleichaltrigen Robert Radecke. Stärker aber noch

lockte ihn das Schauspiel, das damals einen Höhepunkt erlebte. Vor allem fesselte ihn im Königlichen Schauspielhause neben Ludwig Dessoir und Theodor Döring Lina Fuhr, für die er eine echt studentische Schwärmerei faßte; ihr huldigte er, als sie die Jungfrau von Orleans hinreißend dargestellt hatte, mit den Versen:

Sie spielt nicht mit der Lust und braucht sich nicht
Kokett zu hüllen in das Kleid der Schmerzen;
Was nur verständlich zu den Sinnen spricht,
Das spricht zugleich vernehmbar zu den Herzen.

Aber er sah auch noch Frau Crelinger in ehrfurchtgebietender Hoheit die Lady Macbeth und die Gräfin Orsina spielen, er hörte die junge Johanna Wagner Gluck und Beethoven singen und vergnügte sich im Friedrich-Wilhelmstädtischen und im Königstädtischen Theater an der guten, herzhaften und anständigen, seither verschwundenen Berliner Lokalposse.

Tiefer ins Herz als all dies drang dem Reisenden doch der erste Besuch im Hause Linkstraße 7. Zu Marburg hatte er Auguste Grimm kennengelernt, manches Mal mit ihr getanzt, brieflich war er ihrem Oheim Jakob schon näher getreten. Nun öffnete sich ihm das Haus der Brüder. Das Bangen, mit dem er sich genaht, schwand, als die hohe Gestalt Wilhelms hereintrat, als die leuchtenden Augen Jakobs ihn begrüßten. Hier wehte ihn der Hauch der hessischen Heimat an, hier belebte sich auch das germanistische Interesse des Juristen. Hier schloß er die Bekanntschaft mit Herman Grimm, dem jungen Dichter, und mit Gisela von Arnim, Bettinas Tochter und bald Herman Grimms Braut.

Und noch ein zweites Haus tat sich ihm auf, seit Jahrzehnten der eigentliche Salon Berlins, der des Geheimen Legationsrats Karl August Varnhagen von Ense in der Mauerstraße 36. Varnhagens Nichte Ludmilla Assing führte dem Witwer den Hausstand, und es macht der Urteilskraft des zweiundzwanzigjährigen Studenten alle Ehre, wenn er sie ein sehr empfängliches, aber nicht gerade sehr geistigfreies Dämchen, beweglich im höchsten Grade, aber nicht weiter zu Großem anregend nennt. Hier ward er nun ein Gast der Varnhagenschen Kaffees, an denen die damals noch ungeteilte Berliner Gesellschaft teilnahm. Da hat er den General von Pfuel, Kleists Freund, und die angeschwärmte Lina Fuhr, da die Tochter des Feldmarschalls Bülow von Dennewitz, Hans von Bülows Stiefmutter, und auch Frau von Treskow kennengelernt, der er lange befreundet blieb, und die nach Varnhagens Tode wohl den letzten Berliner Salon alter Schule unterhielt. Durch diesen Kreis kam er auch zu

Rahels Base Henriette Solmar und zu der greisen Gräfin Elisa Ahlefeldt, Immermanns Freundin, des Majors von Lützow einstiger Gattin.

So hat Rodenberg wirklich noch das Glück gehabt, einen vollen Hauch des alten literarischen Berlins, des Berlins der Rahel und der geistig so reichen, materiell äußerst anspruchslosen Salonzeit aufzunehmen. Wie aber dreißig Jahre früher diese Salons, die Gesprächsstätten der Romantiker, die Heimstätten der neuen Goethe-Verehrung, auch die erste Bühne des Jungen Deutschlands geworden waren, wie in ihnen auf Heinrich von Kleist Heinrich Heine folgte, so vollzog sich jetzt in der geistigen Verfassung und Ausdrucksweise Berlins der Übergang von der jungdeutschen Zeit zur Neuromantik und zum Realismus. Er wurde am deutlichsten im Kreise Franz Dunckers, des demokratischen Mitgliedes einer weit verzweigten und politisch sehr verschiedenartigen Berliner Buchhändlerfamilie. Stärker noch als der Mann wirkte die Frau, Lina Duncker, auf den geistigen Zuschnitt des Hauses. In jenem Studiensemester wohnten Dunckers im früher gräflich Roßschen Gebäude in der Johannisstraße, einem längst verschwundenen, einstöckigen Rokokobau voll von dem gräflichen Oheim ererbter Kunstschätze. Hier traf Rodenberg die Politiker der Linken, Benedikt Waldeck, Arnold Ruge, Jakob Venedey, hier auch den schönen und liebenswürdigen Christian Friedrich Scherenberg, dessen anziehendes Bild bis in die letzten Jahre in seinem Arbeitszimmer hing. Hier kehrte die große englische Schriftstellerin George Eliot mit ihrem Gatten, dem Goethe-Biographen George Henry Lewes, ein und sah sich später Fanny Lewald und ihrem Gemahl, dem Lessing-Biographen Adolf Stahr gegenüber. Hier ließ ein Mann der neueren und herberen Zeit, Bogumil Goltz seiner merkwürdigen Mischung von beißendem Sarkasmus und idyllischer Kindheitsträumerei freien Lauf. Hier aber traf Rodenberg vor allem den einen, der dann die neue Kunst des poetischen Realismus mit zur Höhe führen sollte: Gottfried Keller (der andere, der bald danach in Berlin einzog, Wilhelm Raabe, hat ihnen allen ferngestanden).

Wenig war bis dahin von Gottfried Keller bekannt geworden. Seine beiden Gedichtsammlungen hatten noch nicht viel Freunde gefunden, und sein zurückhaltendes, ja schweigsames Wesen erschloß sich in der Fremde noch weniger als das dem nach schweren Kämpfen tief in sich zurückgezogenen Manne überhaupt gegeben war. Aber Rodenberg wie die anderen Berliner Bekannten liebten ihn, sie empfanden eine scheue Achtung vor dem leisen Beobachter, der dann das Berliner Leben in so tief eindringenden Dichtungen festgehalten hat, und der Verkehr ging über das Dunckersche Haus und die Konditorei von d'Heureuse hinaus bis in Rodenbergs Studentenstübchen. Da saßen denn wohl Gottfried

Keller, Otto Roquette, Herman Grimm und Julius Rodenberg behaglich um den Teetisch.

Begreiflich, daß dem jungen Literaten und Kleinstädter hier in der Fülle der Gesichte und der Anregungen das Herz aufging und die aufnahmebereiten Sinne sich erschlossen. Superkluge Absprecherei lag ihm nicht. Elternhaus und Schule hatten ihn zu Ehrfurcht und Bescheidenheit erzogen; aber gerade Elternhaus und Schule hatten ihn immer auf das Echte gewiesen, und der eigene Zug zu Ruhe und Reinheit kam solcher Erziehung entgegen.

In meinem Reich muß Ordnung sein,

hatte schon der Rinteler Schüler ein Gedicht seines Tagebuchs beschlossen. So wahrte er auch in Berlin nach seinen Kräften das Eigenste seiner Persönlichkeit, und wie er Ludmilla Assing mit selbständigem Urteil gegenübergetreten war, fand er allmählich auch den Standpunkt zu den literarischen Gruppen und Parteien. Er erkannte mit vergnügter Ironie, wie jeder Kreis seinen eigenen Hausdichter auf den Schild hob: der Varnhagensche in jenen Tagen Rudolf Gottschall, der Ahlefeldtsche Emil Palleske, das Haus Kugler Paul Heyse und der Kreis Bettinens von Arnim den jungen Herman Grimm. So sehr ihm die Erscheinung und Begabung Paul Heyses imponierten, empfand er doch die leichte Übertreibung des allgemeinen Urteils, die der kritische Heyse übrigens selbst wahrnahm, und auch die „Selbstvergötterung der Geheimratstitel" reizte seinen muntern Spott.

Der Tag war durch Verkehr, Theater, Musik, Wanderungen in der Stadt reichlich bepackt, zumal die eigne Feder nicht ruhte; aber dennoch wußte Rodenberg seinem Fachstudium mehr wie bisher abzugewinnen. Der Strafrechtslehrer Albrecht Friedrich Berner und Rudolf Gneist, damals noch Pandektist, wurden aufs fleißigste gehört, regten ihn aber weniger an als der Meister des Staatsrechts Friedrich Julius Stahl. Mit einem älteren Bekannten, dem Stadtgerichtsrat Grafen Wartensleben, hörte Rodenberg jede der Stahlschen Sonnabendsvorlesungen über die Parteien in Staat und Kirche und trat dabei ganz unter die oft bezeugte dämonische Gewalt des leidenschaftlichen Gelehrten, der auch auf dem Lehrstuhl ein leidenschaftlicher Politiker blieb. Wissenschaftlich fesselten Rodenberg wie bisher am stärksten die Vorlesungen über germanisches Recht: Karl Gustav Homeyer zog ihn durch den inneren Reichtum seiner Vorträge außerordentlich an und bestimmte so die eigentliche Richtung seiner rechtswissenschaftlichen Studien.

Diese abzuschließen ging Rodenberg nach dem gewohnten Ferienaufenthalt im Elternhause für den Sommer des Jahres 1854 wieder an seine Landesuniversität Marburg, wo er

nun schon alte Bekannte von früher her wiederfand. Wieder öffnete sich ihm das Ditfurthsche Haus, in dem er einst Auguste Grimm kennengelernt hatte, wieder traf er einstige Schulgenossen. Am Ende des Halbjahrs, am 9. September, bestand er die mündliche juristische Prüfung, ohne jedoch jetzt schon den Doktorhut zu erwerben. In ihm war ein großes Schwanken. Auf der einen Seite lockte der Beruf des freien Schriftstellers, hatte doch gerade während der Berliner Monate Robert Prutz in seiner angesehenen Zeitschrift, dem Deutschen Museum, nachdrücklich auf Rodenbergs Dichtungen hingewiesen, ihn als einen der „neuen Menschen“ bezeichnet, die bei allen Mängeln und Einseitigkeiten, bei aller unfertigen Jugendlichkeit doch kräftigen und reinen Geist zeigen und im Jüngling den werdenden Mann erblicken lassen. Das war ohne Zweifel viel, aber freilich — wie Rodenberg selbst empfand — nicht genug für die Begründung eines ganzen Lebens. Er selbst erwartete von sich nichts Epochemachendes, aber er wollte „das kleine Feld, auf das er gewiesen war, mit Ernst und Glück bebauen“. Er war sich auch großer Lücken seiner Bildung bewußt. Zudem wünschten die Eltern seinen Eintritt in einen juristischen Beruf, an dem ihn selbst zum mindesten die deutschrechtliche Seite lockte. Noch am 24. Juni 1855 betrieb er in einem Brief an den kurhessischen Justizminister seine Zulassung in den Vorbereitungsdienst für den Fall einer noch zu bestehenden Prüfung; dennoch zögerte er, in dieser Richtung entschlossen weiter zu gehen, obwohl immer noch Johanna Mandt „der unendliche Hintergrund“ all seines Strebens war.

Denn zu den Zweifeln über die Berufswahl kam ein tiefer aufwühlender Glaubenskampf. Als Julius Levy sich Varnhagen vorstellte, die ersten Bändchen seiner Dichtungen mit dem Verfassernamen Julius von Rodenberg in der Hand, da hatte ihm jener, der solche Verhältnisse aus der Familie seiner Frau und seiner Schwester kannte, geraten: „Vor allem legen Sie Ihren bürgerlichen Namen ab und treten Sie zum Christentum über.“ Das erste war alsbald geschehen, und mit Genehmigung seines Kurfürsten hieß der Vierundzwanzigjährige nunmehr amtlich Julius Rodenberg — zu dem zweiten vermochte er sich um der Wahrhaftigkeit willen nicht zu entschließen. Trotz der Frömmigkeit des Elternhauses war ihm zwar jüdische Gläubigkeit entglitten, er empfand sich nur noch mit letzten feinen Fädchen ans Judentum gefesselt. Noch in Heidelberg war der einsame Student an jedem Freitag gegen Abend nach Handschuchsheim gewandert; dort konnte er hinter den Gardinen eines jüdischen Hauses den siebenarmigen Sabbatleuchter, wie daheim, brennen sehn. Jetzt aber bekennt er sich im Tagebuch: „Mein Herz ist nicht dabei, ich habe eine Abneigung gegen diese Religion der Dunkelheit, gegen alle Religion, die

den Gläubigen höher stellt als den Menschen, ich liebe nur das Menschentum." Auch aus jüdischen Lebenskreisen war er völlig herausgetreten und hat sich später selbst bekannt, daß er außerhalb seiner Familie nur ein einziges Mal von Juden wirkliche Förderung erfahren habe, sonst nur von Christen gefördert worden sei. Er war Jahrzehnte später tief beglückt, als der Berliner Pfarrer Hermann von Soden sich erbot, ihm einst die Leichenrede zu halten, weil er eine anima Christiana habe; er hielt sich jedem jüdischen Gottesdienst fern, wenn er auch Jahr um Jahr in herzbewegenden Briefen die Mutter durch Gebet und Fasten des Versöhnungstages begleitete. Er empfand mit einer Art wehmütigen Neides bei Taufen und Konfirmationen im eignen Hause und bei Verwandten die beglückende große Glaubens- und Lebensgemeinsamkeit der andern — und tat doch den letzten entscheidenden Schritt nicht, obwohl er ihm die sonst verschlossene amtliche Laufbahn in seiner engeren Heimat eröffnet hätte. Zum Glauben an den Heiland vermochte er sich nicht zu bekennen und konnte zugleich in geschichtlicher Empfindung und romantischem Gefühl die Jugendeindrücke nicht abstreifen. Jahre und Jahrzehnte hindurch hat er immer wieder mit dieser Lebensfrage gerungen, noch als er im Alter (nach eignem Bekenntnis) die jüdische Geschichte erst wirklich aus den Werken Julius Wellhausens kennengelernt hatte. Er blieb fortan außerhalb der jüdischen Gemeinschaft, aber er trat doch in die christliche nicht ein.

Seine Studien schloß er äußerlich am 5. Juli des Jahres 1856 zu Marburg mit der Doktorpromotion. Sie erfolgte auf Grund einer Abhandlung über die Regredienterbschaft, dem verehrten Lehrer Röstell in schöner und freundlicher Erinnerung an die unvergeßlichen Studentenjahre gewidmet. Man erkennt in ihr den fleißigen Deutschrechtler, den Schüler Homeyers, insbesondere in der geschichtlichen Einleitung. Aber sie ist freilich auch der Abschied von jahrelangen, nie wieder aufgenommenen Arbeiten auf einem bald verlassenen wissenschaftlichen Gebiet.

Drittes Kapitel

Wanderjahre

Nach dem Abschluß des letzten Marburger Semesters war Rodenberg nach Hannover geeilt. Er fand seine Statt an bekannter Stelle, Langelaube Nr. 1, im „Hause der Väter", einem schönen Renaissancebau, der seinen Namen einer Novelle des hannöverschen Dichters Wilhelm Blumenhagen ver-

dankt. Der Verkehr mit den mütterlichen Verwandten war dem Neffen damals und später sehr unerquicklich, wie er sich ja schon als Knabe in ihrem Kreise nicht wohlgefühlt hatte. Die unangenehmen Seiten jüdischen Familienlebens, wie sie Wilhelm Raabe durch seine Baronin Veitor, die „Frau Salome", ironisch beschreiben läßt, kostete Rodenberg hier in vollem Maße aus. Dafür entschädigte ihn freilich das künstlerische Leben der damaligen Königlichen Hauptstadt Hannover, und so wurde es ein reicher Winter im nahen Verkehr mit dem genialischen Karl Devrient, mit dem Tondichter Julius Schulhoff, mit dem Oberregisseur des Hoftheaters Kaiser, mit vielen andern. Vom Hofe gefördert und von seinen Hörern bewundert, betrat hier Joseph Joachim die ersten Stufen seiner glänzenden Laufbahn. Wie sein Spiel zu Berlin bei Bettina vor Goethes Riesendenkmal die Gäste bezauberte, so schlug es Rodenberg in seinen Bann, und im Hause der Gräfin Saurma, einer musikalisch reich begabten Nichte Ludwig Spohrs, ward zwischen den beiden Gleichaltrigen eine dauerhafte Freundschaft begründet.

Vor allem aber knüpften sich die Bande zu Heinrich Marschner neu. Der war nach manchem häuslichen und amtlichen Kummer unter dem Einfluß der dramatischen Sängerin Therese Janda zu neuer Schaffenskraft erwacht und brachte eines Tages zu Rodenbergs Jubel diesem die fertige Vertonung seines zweiaktigen Dramas „Waldmüllers Margret" ins Haus der Väter. Und nicht genug damit: bald nach der Heirat Marschners mit Therese ward das Melodrama vom Königlichen Theater zur Aufführung angenommen. Freilich mußte es sich noch manche Umgestaltung gefallen lassen; mit Rücksicht auf den Hof ward die ganze Handlung in eine niedrigere Region verlegt, aus dem Fürsten wurde ein Graf, aus dem Grafen ein gewöhnlicher Adliger und aus Deutschland die Provence. Während Marschner eins von Rodenbergs Liedern nach dem andern vertonte, begannen die Proben unter Leitung des Schauspieldirektors Rottmayr. Es waren erwartungsvolle, sehnsuchterfüllte, hochgespannte Wochen, bis dann endlich in dem prachtvollen neuen Hoftheater vor dem König und der Königin und, was Rodenberg noch wichtiger war, vor seiner Mutter, seiner Schwester, Rinteler Freunden, unter Marschners eigner Leitung das Melodram mit rauschendem Erfolg über die Bühne ging.

Die hannöverschen Tage unterbrach im Oktober 1854 eine Reise nach Leipzig. Hier traf Rodenberg einen großen Kreis von Schriftstellern, darunter den ihm schon aus der Studentenzeit bekannten Hermann Marggraf, aber nur Julian Schmidt übte durch seine scharf geprägte Persönlichkeit wirklichen Eindruck auf ihn; in dem übrigen dortigen Literatentum fand er doch mehr nur „geistiges Handwerk". Gelegenheit zu solchen Fahrten bot sich jetzt öfter. Rodenberg

hatte die Zeit seit der Exmatrikulation nicht fruchtlos verstreichen lassen: er arbeitete eifrig für die Zeitung für Norddeutschland, knüpfte mit anderen Blättern und Verlegern an und gab, mit Unterstützung der engeren Landsleute und besonders Herman Grimms, die Hessischen Jahrbücher für 1854 und 1855 heraus. So traf ihn der Antrag eines hannöverschen und eines braunschweigischen Blattes, für sie nach Paris zu gehn und Berichte über die Industrie- und Kunstausstellungen des Jahres 1855 zu schreiben. Im April langte er in der Hauptstadt des jungen Kaiserreichs an und bezog, hoch auf dem Faubourg Montmartre, in der Rue Geoffroy-Marie, hart unter dem Dach eine seinem schmalen Geldbeutel angemessene Bude. Wohl schrieb ihm der älteste kurhessische Dichter, der greise Heinrich König, dem er in Hanau aufgewartet hatte: „Es wandelt mich manchmal an, Sie um diese Gunst der Weltfahrten zu beneiden, da mir früher und später im Leben nichts so sehr gefehlt hat als Mut und Mittel zu dergleichen.“ Rodenberg aber kam nicht zu vollem Genuß, so sehr ihn die lichtüberglänzten Boulevards zunächst gefangen hatten. Er fühlte sich den fremden Verhältnissen wie den schriftstellerischen Aufgaben der Reise gegenüber unsicher. Moritz Hartmann trat ihm freundlich entgegen, Hans Wachenhusen wußte ihm in steter kameradschaftlicher Gefälligkeit das Zurechtfinden zu erleichtern, Julius Schulhoff begegnete ihm wieder, die Schwester Bertha besuchte ihn auf der Hochzeitsreise mit dem Fuldaer Kaufmann Joseph Markheim — er fühlte Heimweh und Unbehagen. „Für ein Glas Wasser aus Schlichtings Brunnen“, schrieb er der Mutter einmal, „würde ich einen Bericht umsonst schreiben.“ Aber er war schließlich zum Lernen da, und er lernte, am Leben, dem geschichtlichen Paris und dem neuen um ihn her, an den Menschen, die er im Salon der Gräfin d'Agoult und bei deutschen Landsleuten traf, in den Theatern und im Boulogner Hölzchen, in den Ausstellungen und im Schreiben über sie. Im Juli kehrte er nach Hannover zurück, wurde aber nicht eigentlich dort seßhaft. Aufführungen der „Margret“ führten ihn nach Kassel zu Spohr und wiederum nach Leipzig, Einladungen des Schenckschen Hauses nach Schweinsberg, ein literarischer Auftrag des Verlegers Vieweg (eine Festchronik zum Regierungsjubiläum des Herzogs Wilhelm) für Monate nach Braunschweig. Im Februar 1856 lud ihn Herzog Ernst II. zur ersten Aufführung seiner Oper „Santa Chiara“ nach Gotha ein. Rodenberg wählte den Weg über Weimar, wo Hektor Berlioz „Benvenuto Cellini“ zum erstenmal aufgeführt werden sollte. Rodenberg traf die Stadt in einer neuen Kunstblüte, Franz Liszt bewohnte die Hofgärtnerei, die Fürstin Wittgenstein die Altenburg, Peter Cornelius gehörte zu Liszts nächster Umgebung, und mit ihnen allen und dem gefeierten

Gast Berlioz trat Julius Rodenberg in Beziehungen. Er traf dort auch Heinrich Hoffmann von Fallersleben, den Herausgeber des Weimarer Jahrbuchs, der ihn einst in Göttingen aufgesucht hatte. Und er lernte den nachmals so unglücklichen Robert Griepenkerl kennen, den die unermüdliche Huld des Großherzogs Karl Alexander nach Kräften zu fördern suchte. Dies bunte Treiben fand dann in Gotha heitere Fortsetzung, der musikalische Verkehrskreis durch Henry Litolff eine willkommene Bereicherung.

In Rinteln erfüllte sich Rodenberg eine alte Sehnsucht: er durfte den vom Elternhause her verehrten Landsmann Franz Dingelstedt, den Dichter des von der hessischen Jugend tausendmal gesungenen Weserliedes, aufsuchen. Der Münchener Intendant, noch auf der Höhe seiner bayrischen Erfolge, wirkte auf den Jüngeren damals vor allem durch den Reiz seines Gesprächs und den Adel der äußeren Erscheinung. In Halle sah Rodenberg endlich auch Robert Prutz, dessen Kritik er soviel Dank schuldete, ins Auge und fand ihn herzlich, teilnehmend, aufrichtig. Auch Berlin ward auf einer kurzen Reise nach Schlesien im Fluge wieder berührt und dann von der Heimat schwerer Abschied genommen. Denn es war endgültig entschieden: Rodenberg ergriff den Beruf des freien Schriftstellers. Der seit zwei Jahren immer wieder erwogene Plan einer Habilitation für deutsches Recht in Zürich fiel bei der allmählich eingetretenen Entfremdung von der Rechtswissenschaft zu Boden. Wohl hatte Rodenberg noch daran gedacht, durch Vermittlung der Fürstin Ysenburg, einer Tochter des Kurfürsten, der er vorgestellt worden war, eine Staats- oder Hofstellung zu erlangen — er fühlte doch zu deutlich, daß dies sein Amt nicht sein könne. Und so bedurfte es kaum erst des väterlichen Rates, den jungen Doktor zu einer Reise nach England zu bewegen.

Der deutsche Schriftsteller, der sich in den Jahrzehnten von 1830 bis 1860 bildete, glaubte fast immer, langer und eindringender Studien von Land und Leuten jenseits der deutschen Grenzen zu bedürfen. Wie Friedrich Hebbel eine Königliche Beihilfe zu Reisen nach Paris und Rom erbat, so trieb es Emanuel Geibel nach Griechenland, Paul Heyse nach Italien, Theodor Fontane nach England, Wilhelm Jordan nach Paris, Friedrich Bodenstedt nach Rußland, Bogumil Goltz gar nach Ägypten und selbst Hermann Allmers nach Italien; selten, daß sich Talente wie Freytag und Raabe ganz auf deutschem Boden zu bilden suchten. Rodenberg hatte Verwandte, Stiefbrüder der Mutter, in England, er hatte sich in Göttingen, wo er die letzten Striche an seiner Doktorarbeit tat, durch das Lesen Macaulays besonders für die britischen Inseln vorgebildet — dennoch betrat er am 26. August 1856 in Hull den englischen Boden ungewiß, zagend,

voller Heimweh. Er festigte sich in einem Gebet an Gott, der ihn hierher geleitet über Land und See.

Nun aber tat sich freilich vor dem Sohn des engen Deutschlands jener Jahre eine gewaltige Welt auf. Noch am selben Tag erreichte er das übergeschäftige Liverpool, den Wohnort des Oheims, der ihn gastfreundlich und gütig empfing. Die Unzahl der Schiffe im Hafen, die warengefüllten Docks, die Arbeit in der Reederei des Onkels selbst brachten eine Fülle neuer Anschauungen. Zu seinem Herzen sprach freilich noch mehr die Stille der mittelalterlichen Stadt Chester und der Farm Wern. Hier bereitete sich einer der Vettern zu den rechtswissenschaftlichen Prüfungen vor, und mit ihm verbrachte Rodenberg schöne Herbsttage in Wales.

Die Hochzeit des älteren Vetters führte ihn mit der ganzen Familie in London zusammen, aber auf die Dauer behagte dem einfach Gewohnten der Verkehr in den reichen Handelskreisen nicht. Anstatt mit den Verwandten nach Liverpool zurückzukehren, mietete er bei einem deutschen Lehrer ein bescheidenes Zimmer und ging, von dem Wirt gewiesen, ins Britische Museum. Der junge deutsche Bibliothekar, an den er empfohlen worden war, kam ihm aufs freundlichste entgegen, führte ihn erklärend durch die unübersehbaren Räume und lud ihn für den Abend in seine Wohnung. In den Spätstunden jenes Tages schloß Rodenberg eine Lebensfreundschaft, deren Spuren ihm für immer eingedrückt blieben; er hatte mit der Bekanntschaft Emanuel Deutschs festen Boden unter den Füßen gefunden. Bis zu diesem Tag, dem 23. September, hatte Rodenberg von England lediglich gesehen, wie jeder das Leben „nur als Mittel zum Reichtum, jeder seinen Beruf nur als Mittel Geld zu machen schätzte"; jetzt offenbarte sich ihm anderes.

Emanuel Deutsch war am 28. Oktober 1829 in Neiße geboren worden, also fast zwei Jahre älter als Rodenberg. Er hatte sich unter bedrückenden wirtschaftlichen Verhältnissen mit eisernem Fleiß wissenschaftliche Bildung erworben, in Berlin studiert und war nach der Doktorprüfung auf Empfehlung eines dortigen Buchhändlers an das Britische Museum gekommen, an dem er bis zu seinem frühen Tode wirkte. Seine wissenschaftliche Neigung gehörte, obwohl er sich innerlich dem Glauben seiner jüdischen Väter entfremdet hatte, dem Talmud, und mit der Frucht dieser Talmudstudien errang er wenige Jahre vor seinem Ableben weit über die Gelehrtenkreise hinausgehenden Ruhm und die Erfüllung seines Herzenswunsches, einer großen Orientreise; auf einer zweiten Fahrt gen Osten ist er am 12. Mai 1873 in Alexandrien gestorben.

Deutsch war ein Mann strengster wissenschaftlicher Arbeit, er kannte schon London, das englische Leben, war mit britischer Dichtung vertraut, für Dichtung überhaupt in höchstem Maße empfänglich und schließlich gewöhnt, wissensdurstigen Men-

3*

schen ein Führer durch die im Museum aufgespeicherten Schätze zu sein. Alles dies kam Rodenberg zugute. Hatte den Neuling der Museumsbau mit seinen gewaltigen Abmessungen und dem scheinbaren Wirrsal seines Inhalts zunächst mehr beunruhigt als beglückt, so kam jetzt Ordnung in das Chaos, und unter der Leitung Deutschs erschloß sich ihm die Poesie „dieses Prachtgebäudes", in dem den Deutschen die Bildsäulen Schillers, Goethes, Humboldts grüßten. Die Lesekarte, die der Bibliothekar ihm ausgestellt hatte, ward aufs fleißigste benutzt, und es blieb von nachhaltigem Einfluß auf Rodenberg, daß Emanuel Deutsch ihm als erstes Buch Thomas Moores „Irische Melodien" in die Hand gab. Ihr Grundton ward dem romantischen Gefühl Rodenbergs lieb, ihre flüssige Weise lockte zu dichterischer Übertragung, ihr sagenhafter Inhalt zu näherer Erforschung irischer Mythe, Geschichte und Volkheit. Alles dies erschloß sich Rodenberg doppelt reich und eindrucksvoll unter der tief eindringenden und in jugendlichem Feuer mitreißenden Art des neuen Freundes, mit dem er alsbald, in der Alfredstraße nachbarlich vereint, London zu durchwandern begann. Saßen sie nicht in den Abendstunden daheim beieinander, um den stürmischen Mitteilungsdrang kunstbegeisterter Jugend zu befriedigen, so beobachteten sie das bunte Straßenleben, genossen was die Theater boten, erfreuten sich insbesondere an den Leistungen Phelps als Timon und Falstaff oder wohnten wohl auch einer Versammlung der Humanistic Association Johannes Ronges bei, des Begründers der deutsch-katholischen Bewegung, der steckbrieflich verfolgt nach London geflüchtet war.

Ronge war nicht der einzige seines Zeichens; London war damals die Heimstatt der Verbannten aller Länder, zumal aber Deutschlands. Was sich unter dem beklemmenden Druck der Reaktion, von Verfolgung und Zuchthaus bedroht, vom Festland her übers Meer rettete, fand, wenn nicht gleich Amerika das Ziel war, seinen Weg in die englische Hauptstadt. Und diesen Kreisen trat auch Rodenberg nahe, freilich trotz seiner Jugend nicht ohne kritische Zurückhaltung. Wohl freute er sich herzlich der Bekanntschaft seiner Landsgenossin Malwida von Meysenbug, der Tochter des kurhessischen Ministers Rivalier, „ihr bescheidenes, gutmütiges und vornehm erzogenes Wesen ohne alle Prätensionen" tat ihm wohl, aber er legte sich vergeblich die Frage vor, wie sie auf ihre politische Straße gekommen sei. Aus dem gleichen Grunde fand er sich nicht zu dem wegen seines Radikalismus schon von Karl Rosenkranz schließlich leise abgelehnten Theodor Goldstücker, einem Fachgenossen von Deutsch. Um so lebhafter zog ihn die schlichte und bescheidene, ganz norddeutsch kühle und witzige, bedeutende Persönlichkeit Lothar Buchers an. Noch näher mußte ihn freilich das Zusammentreffen mit dem Ehepaar Kinkel berühren. Auch bei Rodenberg wieder-

holte sich wie bei allen Freunden dieses Hauses das gleiche: die Frau, Johanna, wuchs ihm über den Mann hinaus, obwohl dessen Haupt der Glorienschein der Dichtung, des politischen Märtyrertums, der Zuchthausstrafe und der Flucht umwoben. Anstatt einer berlinisch geistreichen Dame, wie er gefürchtet, fand der Besucher in Johanna Kinkel eine sichere, starke, groß angelegte Frauennatur, die mit Mann und Kindern am Londoner Hydepark unverbittert eine echt deutsche Häuslichkeit erhielt; so deutsch, daß Gustav Freytags eben erschienenes „Soll und Haben" dem politischen Tendenzdichter und den Seinen ein Hausbuch geworden war. „Die Wahrheit ist mein Eigentum, und ich nehme sie, wo ich sie finde", schrieb Johanna Rodenberg ins Stammbuch.

Diese Londoner Monate wurden in jedem Sinne Zeiten ausgebreiteten Studiums. Rodenberg machte sich die Sprache des Landes zu eigen, er lernte die Geschichtsschreiber und Dichter Englands in ihren Hauptwerken kennen, er verfolgte in den großen und einflußreichen Zeitschriften des Landes die Strömungen des geistigen Lebens, er ging dem Volk auf Markt und Gassen, bei der Arbeit und beim Vergnügen nach und versuchte sich von der politischen Größe und Einheitlichkeit dieser Nation Rechenschaft zu geben, die für den Deutschen so schmerzlich gegen die Zersplitterung und den Druck der Heimat abstachen. Er tat auch wieder einmal auf dem schönen Landsitz der Frau von Rothschild einen Blick in die Hochfinanz und stellte mit merkwürdiger Unbefangenheit fest, daß sie „nichts von jener unangenehm auffallenden Suffisance des Stammes habe, obwohl sie eine Jüdin zu sein und sogar zu scheinen mit Stolz sich bewußt sei". Er empfand sie als eine ebenso liebenswürdige wie schöne Persönlichkeit und hat ihr, deren Gast er später noch öfter war, in Dankbarkeit ein Buch gewidmet. Freilich mußte er in ihrem Hause auch eine, wie man will, schmerzliche oder komische, Erfahrung machen. Lord Rothschild kam erhitzt aus dem Oberhause, wo er eben den Eid geleistet hatte. Auf die Mitteilung der Gattin, Herr Rodenberg wäre da, fragte er rasch: „Mr. Rodenberg, who is that?" Als Frau von Rothschild antwortete: „A Poet", verbarg der Sohn des Hauses sein Gesicht und lachte!

Der unvergeßliche Abschluß der Londoner Monate aber war der Abend des 12. November 1856, denn an ihm verwirklichte sich Julius Rodenberg ein lang gehegter Jugendtraum. Er lernte den einen Dichter kennen, dessen Name als ein Stern über seiner Schulzeit geleuchtet hatte: Ferdinand Freiligrath. Er war ihm, der damals in London Bankdirektor war, wenige Tage vorher flüchtig im Hause eines Kaufherrn begegnet, wo Gottfried Kinkel eine Vorlesung hielt und Johanna Beethovens Cis-moll-Sonate spielte. Am nächsten Tage betrat Rodenberg mit Deutsch Freiligraths unmittelbar an einem Kirchhof gelegenes Haus. Ihm war, als

ob er für einen Abend nach Deutschland zurückgekehrt wäre. Unendliche Erinnerungen an die gemeinsame engere Heimat nahe der Weser, an Max Waldau, sogar an Rodenberger Bekannte wurden ausgetauscht, Hoffmann von Fallerslebens Gestalt stieg herauf und das Gedenken an das Rheintal, wo einige der schönsten Gedichte Freiligraths entstanden waren, an Gottfried Keller und an alles das und alle die, denen der Verbannte nun äußerlich fernbleiben mußte.

Am 15. November sandte Freiligrath Rodenberg ein Albumblatt, das dieser auf die am andern Tag angetretene Heimreise mitnahm. Er gewann es über sich, die Gabe, nach Freiligraths Geheiß, den langen Weg über Antwerpen und Köln uneröffnet bei sich zu tragen; erst bei der Westfälischen Pforte zog er das Blatt hervor und las nun die Verse:

Den jungen, frischen Liedermund
Will ich an Wald und Wiesen,
An Buchenhang und Eichengrund
Zum Boten mir erkiesen.

Die Heimat grüß er tausendmal,
Die seine und die meine,
Den Lipperwald, das Wesertal,
Schaumburg und Externsteine.

Und Dorf und Stadt und Baum und Strauch,
Und allwärts auf den Auen
Das blonde Volk mit blauem Aug,
Die Männer und die Frauen.

Heil ihm, daß in der Heimat er
Darf für die Heimat singen,
Und mög ihm jeden Sommer mehr
Sein freudig Lied gelingen!

Unendlich bereichert, an Menschenkunde und Wissen gewachsen, im Verkehr mit bedeutenden Männern gekräftigt, seines Weges gewisser, kehrte Rodenberg in die Vaterstadt zurück und bezog sein Stübchen im Elternhause — zum letztenmal; denn mit dem Ende des Jahres wollten die Eltern Rodenberg verlassen und nach Hannover übersiedeln. Zum erstenmal war als Frucht der Reisen ein Buch, Varnhagen von Ense gewidmet, erschienen, das Pariser Bilderbuch, dessen erfreulichen Erfolg der Verfasser genoß. Und schon schuf Rodenberg an einem zweiten Werk ähnlicher Art, freilich aus ganz anderm Umkreis; er verarbeitete, was er bei dem Vetter in und um Wern gelernt und erfahren hatte, zu einem Büchlein „Ein Herbst in Wales“. Zugleich betrieb er die Aufführung eines harmlosen Liederspiels „Ehen werden im

Himmel geschlossen", dessen Musik Georg Goltermann verfaßt hatte. Es ward in Frankfurt a. M. mit freundlichem Erfolge gegeben. Zum Abschluß der Rodenberger Zeit aber veranstaltete Julius eine große und herzliche Feier für Heinrich Marschner. Er schrieb ein Festspiel, das nach einem Prolog drei Szenen aus Marschners Hauptopern umfaßte. Mit den bescheidenen Mitteln der kleinen Stadt wurde es in den Weihnachtstagen im großen Saale des Wirtshauses Zum Stockholm aufgeführt. Marschner war Gast von Rodenbergs Elternhaus und saß am zweiten Feiertag ergriffen und umjubelt vor der Aufführung, die ihm galt. Und es ist tief bezeichnend für Rodenberg, daß sein immer für Verehrung und Freundschaft offenes Herz den Abschied von der Vaterstadt zu einer Huldigung für den von ihm so innig geliebten, befreundeten Tondichter gestaltete.

In Hannover wohnte Rodenberg nun bei den Eltern, fleißig an einem neuen Buch, der „Kleinen Wanderchronik" feilend und unablässig das Theater studierend. Unter den Darstellern der Jahre 1857 und 1858 trat ihm Marie Seebach am nächsten. Er fand, daß ihr Genie auf dem dunkeln Hintergrund der Leidenschaft und des Kampfes am hellsten leuchte, wobei zugleich eine herzgewinnende Seelengüte hervortrete. Er war hingerissen von ihrer Darstellung der Emilia Galotti, die ihm dies zeitlebens geliebte Meisterwerk vollkommen wiederzugeben schien. Wenn er Emil Devrient nur die formale Seite der Schauspielkunst zuschreiben konnte, so fand er bei Marie Seebach die wesentliche, nämlich den Ausdruck aller geistigen Kräfte, soweit sie äußerlich darstellbar gemacht werden können.

Im Sommer 1858 aber wurde, der Verabredung mit Deutsch gemäß, wiederum die Reise nach England angetreten. „Du brachtest mir das Vaterland und den Frühling", schrieb der Freund im Rückblick auf das verflossene Jahr. Das Antlitz Londons trug in der halbverschleierten Junisonne doch noch andere Züge als in den Nebeln des Spätherbstes. Und übermütig ward die Stadt und ihre Umgegend von beiden Freunden genossen. Die Studien über Englands Geschichte und Kultur, in der Königlichen Bibliothek zu Hannover fortgesetzt, wurden in dem neuen herrlichen Lesesaal des Museums weiter vertieft. Dazu kam in Liverpool und Manchester eine genauere Betrachtung der Arbeiterverhältnisse und vor allem die lange geplante, durch Thomas Moores Werk angeregte Reise nach Irland von Mitte August bis Mitte September, immer gemeinsam mit Emanuel Deutsch. Hier auf der „Insel der Heiligen", dem Land der Heiden und Sümpfe, der Nebelgestalten, der Stätte frühen Christentums, erschloß sich Rodenberg beweglich eine neue Welt. Wellingtons Denkmal, die gewaltige Steinpyramide zu Dublin, schien ihm die ganze Stadt zu kommandieren. Ein achtzigjähriger

Fischer wußte ihm noch aus den napoleonischen Kämpfen zu erzählen, wie einst der Schuldiener von Rinteln von der Schlacht an der Beresina. Und jeder Trödler schien viel vornehmer und selbstbewußter als sein Standesgenosse in London. Andachtsvoll betrachtete Rodenberg im Tal von Glendalough die sieben Ruinen auf heiligem Grunde und entzückt die Myrtheneilande des Killarneysees, des oft besungenen. Zauberhaft stand die alte Stadt Galway am Meere, und für die sehr beschwerliche und langwierige Fahrt durch Nebel, Sturm und Regen wurden die Reisenden reich belohnt, als sie in Clifden die weite Schau des Hochlandes erreichten.

London brachte noch eine wertvolle persönliche Bekanntschaft, die mit Anton Rubinstein, dem jungen russischen Komponisten, der Rodenberg alsbald zu gemeinsamer Arbeit einlud. Es hätte dessen kaum bedurft, diese Reise zu einer reichen Zeit für Rodenberg zu machen, reicher noch als der vorige Aufenthalt in England. Trübe genug aber war der Abschluß. Das Verhältnis zu den deutschen Dichtern Londons, vor allem zu Freiligrath, aber auch zu Kinkel war 1858 immer enger geworden. Die warmblütige Natur Ferdinand Freiligraths nahm sich des jungen Dichters mit Rat und Tat an; er freute sich an der Übersetzung der Lieder des geistesverwandten Béranger, die Rodenberg, alter Gymnasiastenneigung folgend, im Winter beendet und jetzt herausgebracht hatte. Er förderte seine irischen Studien, er zog ihn wieder und wieder in sein Haus, einmal zu ganz vertraulichem Gespräch, ein andermal im größeren Kreise von Verbannten, in dem dann auch Gottfried und Johanna Kinkel immer wieder auftauchten. Mit diesen wollte sich Rodenberg an einem Novembertage bei dem beiden befreundeten Journalisten Max Schlesinger treffen; statt dessen kam die Schreckensnachricht, daß Johanna Kinkel, schwer leidend und im Herzkrampf nach Luft suchend, aus dem Fenster gestürzt und gestorben sei. So kam es, daß Rodenberg die Londoner Freunde zum letztenmal auf dem Kirchhof, in trauervollster Stunde beisammen sah; und die letzten Verse, die er von Freiligrath empfing, waren diesmal die erschütternden Strophen auf Johanna Kinkels Tod:

Zur Winterzeit in Engelland,
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben.
Der Rauhfrost hing am Heidekraut,
Doch sonnig lag die Stätte,
Und sanften Zugs hat ihr geblaut
Der Surrey-Hügel Kette.

Um Ginster und Wacholderstrauch
Schwang zirpend sich die Meise.
Da wurde dunkel manches Aug,
Und mancher schluchzte leise;
Und leise zitterte die Hand
Des Freundes, die bewegte,
Die auf den Sarg das rote Band,
Den grünen Lorbeer legte.

Wir senken in die Gruft dich ein,
Wie einen Kampfgenossen;
Du liegst auf diesem fremden Rain,
Wie jäh vorm Feind erschossen;
Ein Schlachtfeld auch ist das Exil,
Auf dem bist du gefallen,
Im festen Aug das eine Ziel,
Das eine mit uns allen!

Rodenberg selbst nahm diesmal von England mit einer tief empfundenen Huldigung an Thomas Moore Abschied, den Dichter, den er durch Emanuel Deutsch kennengelernt, und der auf seine Betrachtung und Arbeit von so großem Einfluß gewesen war:

Du bist es, der mich hergeführt!
Wie oft in Abendphantasien
Flog meine Seele, klangberührt,
Westwärts auf deinen Melodien!

Wie oft, in dunkler Winternacht,
Hab ich dich leise nicht gesungen!
Wie oft hat deines Zaubers Macht
Sich um mein sinnend Haupt geschlungen!

Ich grüße dich — und jeder See
Scheint märchenhafter mir zu blauen;
Und jede Hütte scheint ihr Weh
Dem Fremden lieber zu vertrauen.

Der Schilf, der um die Inseln bebt,
Und auf dem Feld die karge Garbe,
Der Aar, der in den Lüften schwebt —
Durch dich hat alles Klang und Farbe.

Er war nun wandermüde geworden. Er wollte die Ernte der letzten reichen Jahre in die Scheuer bringen und im Vaterlande festen Fuß fassen. Im April 1858, kurz vor der zweiten Londoner Reise, war er zu flüchtigem Besuch wieder in Berlin eingekehrt, hatte Varnhagen, dessen Tod er dann im Herbst

in England erfuhr, noch einmal aufgesucht, er hatte Hamburg wieder gesehen, und er hatte sich gefreut, als ihm nach der Aufführung seines Liederspiels der liebenswürdige Roderich Benedix in Frankfurt am M. gesagt hatte: „Ich bin zwanzig Jahre älter als Sie und wünsche Ihnen, daß Sie, wenn Sie in zwanzig Jahren mit allen Erfolgen, wie ich sie gehabt habe, einem jüngeren gegenüber sitzen, Sie es ebenso herzlich mit ihm meinen, wie ich mit Ihnen." So besaß er Anknüpfungspunkte im Vaterlande hier und dort. Zum Verbleiben in der engeren Heimat vermochte er sich nicht zu entschließen. Marschner ward pensioniert, verbitterte stark und kränkelte, der Glanz Hannovers verblich allmählich. Dazu kam das Gefühl der immer noch unvernarbten Wunde jener Jugendleidenschaft, und Johanna lebte seit dem Sommer 1857 verheiratet in Hannover. Und weiter: die Vermögensverhältnisse der Eltern hatten sich erheblich verschlechtert. Schon längst war Rodenberg bemüht, die Kosten seines Lebens durch den Ertrag seiner Bücher und zahlreicher Zeitungsaufsätze, die er von London aus nach Deutschland sandte, zu decken. Es ist nicht richtig, wie es seine frühesten Beurteiler und auch noch Adolf Stern in einer lebensgeschichtlichen Skizze melden, daß er sich im Gegensatz zu so vielen deutschen Schriftstellern sorgenlos seiner Ausbildung hätte widmen können. Das galt nur während der Universitätszeit. Jetzt rückte die Notwendigkeit regelmäßigen Erwerbes auf ihn zu, und hinter ihr standen die Sorgen eines deutschen Schriftstellerlebens — sie sollten noch manches Jahr überschatten.

Lockend tat sich Wien als Zukunftsziel auf, sein Burgtheater, seine Musikfülle. Ein älterer Kurhesse jüdischen Glaubens — freilich von sehr anderer Art als Rodenberg — Hermann Salomon Mosenthal war dort zu schriftstellerischer Geltung und staatlichem Amt aufgestiegen (seine Gedichte hatte einst der Bruder als Handlungsreisender im Levyschen Hause zu Rodenberg vorgewiesen). Auch war Rodenberg ja zum guten Teil in Hannover aufgewachsen, hatte dort enge Beziehungen, und in Hannover dachte man je länger je mehr österreichisch. Er selbst aber hatte sich politisch trotz der Londoner Freunde ein ruhigeres Urteil bewahrt und empfand in unbestimmter Zukunftsahnung in dem viel weniger glänzenden, nüchterneren Berlin Vorboten einer größeren deutschen Zukunft. Ein alter Bekannter aus hannöverschen Jugendtagen, der Senator Hermann Schläger bestärkte ihn in dieser Anschauung. Schläger gehörte zum Kreise des jungen Hannover, aus dem damals schon Rudolf von Bennigsen hervorleuchtete, zum Kreise des späteren Nationalvereins, und die politischen Gedanken dieser Art schlugen bei Rodenberg durch; er hat die Freundschaft mit Hermann Schläger, der seine politischen Ideale lange Jahre hindurch als Abgeordneter in Berlin bekennen durfte, lebenslänglich erhalten.

Kurz entschlossen brach er nun sein leichtes Zelt ab und fuhr im Frühling des Jahres 1859 nach Berlin. Zum viertenmal betrat er den Boden der preußischen Hauptstadt, nicht ahnend, daß er ihn für die Dauer nicht mehr verlassen sollte.

Viertes Kapitel

Junge Dichtung

Als Julius Rodenberg in die Literatur trat, rauschte der Strom politischer Dichtung eben noch mit hoher Woge dahin; seine Sonette für Schleswig-Holstein schwimmen im Flusse mit, aber doch mit deutlich erkennbarer Abwandlung. Schon die bewußte Nachbildung Rückerts entfernt sie von dem lauten revolutionären Pathos Freiligraths und Herweghs und nähert sie dem Dichter, dessen Zeichen Rodenbergs Jugendlyrik überhaupt am stärksten trägt: Emanuel Geibel. Der trat alsbald in die Blüte seiner Erfolge. Die müde gewordene Zeit nach der nur halb gelungenen Staatsumwälzung hob ihn auf den Schild und stellte rasch Otto Roquette und die mit diesem emporsteigenden Neuromantiker neben ihn. Auch Roquette, dessen Dichtung er in Heidelberg jubelnd begrüßte, gehört zu den Meistern des jungen Rodenberg. „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie", hieß eine schnell verschwundene, nur aus studentischer Jugendlust im Treiben der Marburger Frankonen verständliche Schülerarbeit nach dem Muster von „Waldmeisters Brautfahrt". Sie blieb freilich in jenen anspruchslosen Jahren nicht ohne Erfolg, noch im Berliner Semester sah Rodenberg in der Ecke eines einfachen Kaffeehauses einen Kreis eifrig lesender Studenten; sie wurden immer lauter, und schließlich erscholl aus ihrer Runde begeistert der Ruf aus dem dritten Abenteuer:

> Drum dreimal Hoch aus voller Brust
> Studentenzeit und Burschenlust!

Die Sonette „Vom fliegenden Sommer" bedeuten ebensowenig, wie der „Musikalische Sonettenkranz", mit dem Rodenberg im Jahre 1855 von seiner ersten Versform Abschied nahm. Das begeisterte Lob Waldaus, Roquettes, Bodenstedts beweist nur die Einhaltung der gleichen Geschmackslinie. Und die in Rinteln begonnene und auf der Universität alsbald be-

endete, 1852 erschienene Dichtung „Dornröschen“ entbehrt ebenso wie die andern des spezifischen Gewichts. Sie ist eine breit ausladende epische Arbeit in Nibelungenstrophen, aber mehr an Uhland als an dem alten Epos geschult und ohne persönlichen Ton.

Daß trotz so leichter Ware anspruchsvolle Kritiker auf Rodenberg aufmerksam wurden, wird erst aus seiner Lyrik verständlich, die seit 1854 in immer neuen, sorgsam durchfeilten Auflagen erschien. Daß Adolf Stern sie und das kleine Epos „König Haralds Totenfeier“ aus dem Jahre 1855 besonders lobte, ist nicht wunderbar; der „Harald“ (auf Helgoland empfangen) erhebt sich zwar nicht über die früheren epischen Arbeiten und die drei Jahre späteren „Dramatischen Idyllen“, die mit Recht nur als Operntexte Verwendung fanden, aber er liegt auf derselben Bahn, die Stern selbst, vier Jahre jünger als Rodenberg, mit seinen ersten epischen Dichtungen, etwa seinem „Sangkönig Hiarne“ ging. Auffallender und bezeichnender ist das Lob eines so scharfen Kritikers wie Robert Prutz. Auch er übersah nicht das „abstrakte Wonnegefühl der Jugend“, das in Rodenbergs Dichtungen allzu unbesorgt sprach und noch der realistischen Vergegenständlichung entbehrte. Auch er erkannte natürlich die allzu enge Anlehnung an das reine, aber nicht große Muster Otto Roquettes; aber Prutz konnte rühmen, daß Rodenberg sich wenigstens würdige Ziele stelle und, nicht nur in seinen Sonetten, männlicher und kräftiger auftrete als sein Vorbild. Prutz lobt den aufrechten und mutigen Geist dieser Sonette und verweist dann auf Rodenbergs übrige Lyrik, die minder weich, träumerisch und zerflossen sei, als gemeinhin die Lyrik der Zeit. Insbesondere hebt er die herzhafte Anfassung des Meeresmotivs hervor.

Und in der Tat wuchs hier Rodenberg allmählich bleibendes Gut zu. Neben vielem Anempfundenen klingen Töne aus diesen Liedern, die sie aus dem ungeheuren Sammelbecken derer, für die die deutsche Sprache dichtet, herausheben. Die straffe Haltung der Sonette erschien auf höherer Stufe fester und bewußter in den wenigen Versen, die Rodenberg in dem politisch erregten, kriegdrohenden Jahr 1859 als „Deutsche Antwort auf die Welsche Frage“ zusammenband:

Noch irrt auf dunklen Bahnen
Das Schicksal dieser Zeit —
Indes macht eure Fahnen
Zum neuen Flug bereit!
Noch sitzen sie und schaffen
Und brau'n geheimen Trank —
Indes putzt eure Waffen
Und macht die Säbel blank!

Wir stehn hier und bekennen,
Daß uns ein Band vereint,
Das keine List zertrennen
Und lösen soll kein Feind!
Wir stehn nicht, weil wir dürsten
Nach eitlem Siegesruhm:
Wir stehn mit unsren Fürsten
Für Deutschlands Heiligtum.

Als Wächter und als Hüter
Stehn wir auf diesem Platz,
Für unsre besten Güter,
Für unsern besten Schatz.
Freiwillig nicht — getrieben
Stehn wir mit nacktem Schwert:
Für alles, was wir lieben,
Für alles, was uns wert!

Dies männliche Gefühl wußte er eindringlich und nachdrücklich zu behaupten und wirkte damit, soweit politischer Lyrik überhaupt Wirkung über den Tag hinaus beschieden ist. Und in den unpolitischen Gedichten der fünfziger Jahre stand ein Lied, das sich dem Volke ins Herz gesenkt hat und noch heute voll lebendig ist:

Nun bricht aus allen Zweigen
Das maienfrische Grün,
Die ersten Lerchen steigen,
Die ersten Veilchen blühn;
Und golden liegen Tal und Höhn —
O Welt, du bist so wunderschön
Im Maien!

Es fand denn auch alsbald in Franz Abt und Arnold Wehner, einem guten Bekannten aus Göttingen, seine Komponisten, andere Lieder wurden durch Goltermann und Radecke, Abt und Joseph Dessauer vertont. Theodor Storm, der mit Rodenbergs Erstlingen ebenso streng ins Gericht ging wie mit den Versen von Rodenbergs Meister Emanuel Geibel, bestritt der „Marie vom Oberlande" nicht den „verhältnismäßigen Wert einer rhythmischen Weise", die sie zur Komposition empfehlen möge. Und wirklich hatte ja dies leichte Gedicht alsbald in Heinrich Marschner ebenso seinen Meister gefunden wie dreizehn andere Rodenbergsche Dichtungen. Auch Storm hebt die echte Wärme des Gefühls in einzelnen der Schleswig-Holstein-Sonette hervor, insbesondere da, wo der große nationale Gedanke des künftigen Kaisertums durchbricht.

Niemand war sich über die Mängel seiner Lyrik klarer als Rodenberg selbst, und mit wachsender Reife ward er seiner Frühdichtung gegenüber immer kritischer. Je mehr sich sein Naturgefühl von Jahr zu Jahr schärfte und seine künstlerische Einsicht stieg, um so deutlicher erkannte er die Unfertigkeit seiner Jugendwerke. Und doch lag auch in ihnen schon hier und da etwas verborgen, was er auch in den sparsamen Gaben seiner späteren Lyrik nicht mehr übertroffen hat. Hält man Rodenbergs Verdeutschung von Thomas Moores „The live long night" neben die eines Meisterübersetzers wie Hermann Kurz, so behauptet sie sich aus eigenem Recht:

Kurz

Oft in der stillen Nacht,
Eh Schlummer band die Glieder,
Bringt vorger Tage Pracht
Ein süß Erinnern wieder,
Bringt Freud und Leid
Der Jugendzeit,
Da Lieb zu Lieb gesprochen;
Der Augen Tag,
Der Herzen Schlag,
Die längst im Tod gebrochen.
So bringt in stiller Nacht,
Eh Schlummer band die Glieder,
Mir vorger Tage Pracht
Ein herb Erinnern wieder.

Der Freunde denk ich da,
So innig einst gesellet,
Die ich vom Tode sah
Wie Laub im Herbst gefället.
Mir deuchts zu sein
So ganz allein
In öder Festeshalle;
Die Gäste fort,
Der Schmuck verdorrt,
Gelöscht die Lichter alle.
So bringt in stiller Nacht,
Eh Schlummer band die Glieder,
Mir vorger Tage Pracht
Ein herb Erinnern wieder.

Rodenberg

Oft, in der stillen Nacht,
Wenn Schlaf und Wachen streiten,
Umglühts mein Auge sacht,
Wie Licht vergangner Zeiten.
Wie Lust und Leid
Der Kinderzeit,
Wie Liebe, hold versprochen;
Manch Aug erscheint,
Das nicht mehr weint,
Manch Herz, das nun gebrochen
So, in der stillen Nacht,
Wenn Schlaf und Wachen streiten,
Umglühts mein Auge sacht,
Wie Licht vergangner Zeiten.
Und denk ich der, die nach
Mir einst in Freud und Trauer,
Und die ich fallen sah,
Wie Laub im Winterschauer:
Dann wird es mir,
Als stünd ich hier
Einsam in öder Halle;
Das Licht ist aus
Und welk der Strauß
Und fort die Gäste alle.
So, in der stillen Nacht,
Wenn Schlaf und Wachen streiten,
Umglühts mein Auge sacht,
Wie Licht vergangner Zeiten.

Aus der bildernden Sentimentalität wird schon in Helgoländer Gedichten bildende und haltende Gefühlsklarheit, so im „Sonntag am Meere“; die flirrende Flut, der von den buntgewandeten Kirchengängern überschrittene Sandberg, der Felsenwall über der Brandung — all das wird lebendig und klingt naturhaft in Anbetung aus:

Wie sie dich nennen, wie du heißt,
Dem alle Wunder sich entschleiern:
Fürwahr, du bist der heilge Geist,
Und weil du's bist, will ich dich feiern.
O du, des Odem mich umweht
Wie eines Geisterfittigs Wehen:
Laß untergehn mich im Gebet
Und selig in dir auferstehen!

Mit einer sich bescheidenden Schlichtheit malt Rodenberg das Abendrot, wie er's an Helgolands roter Klippe geschaut hat:

Die ferne See bewegt sich kaum,
Sie träumt im Goldgewande;
Und ihrer Wellen Silberschaum
Verläuft sich müd im Sande.

Da hat er genau beobachtet, wie der breite gelbe Streifen des sinkenden Tagesgestirns das Meer vergoldet, die über dem Sande verebbende Woge aber ins Silberne hinüberspielt.

Auch echter Volksliedton gelingt ihm, dem Erforscher irischer Volksdichtung:

Schönstes Hirschlein über die Maßen,
Hörst du nicht den Jäger blasen?
Bläst trarah im grünen Wald,
Kommt gesprungen ein Mägdlein bald.

Wie von selbst singt sich „Der Studenten Nachtgesang“, in der Krone zu Bischofsheim zuerst angestimmt. Und der in aller Lyrik seltene Kammerton klingt noch heute, nach siebzig Jahren, rein und voll aus dem Liede „Um Mitternacht“:

Nun ruht und schlummert alles,
Erd, Menschen, Wald und Wind;
Das Wasser leisen Falles
Nur durch die Blumen rinnt.

Der Mond mit vollem Scheine
Ruht breit auf jedem Dach;
In weiter Welt alleine
Bin ich zur Stund noch wach.

Und alles, Lust und Schmerzen,
Bracht ich in mir zur Ruh;
Nur eins noch wacht im Herzen,
Nur eins: und das bist du!

Und deines Bildes Friede
Folgt mir in Zeit und Raum:
Bei Tag wird er zum Liede,
Und nachts wird er zum Traum!

Fünftes Kapitel

Wanderbücher

Unserer Literaturgeschichte fehlt bis heute eine Darstellung der deutschen Reisebeschreibung. Wie weit ihr Rahmen gespannt werden müßte, hat Wilhelm Scherer in seiner rasch ausgreifenden Art, doch mit äußerster Knappheit umrissen. An den einen Pol stellte er die Manier des Lorenz Sterne, an den anderen die wissenschaftliche Reisebeschreibung eines Alexander von Humboldt. Er wies darauf hin, wie unsere Lyriker nach Sternes Vorbild ihre Subjektivität an äußere Gegenstände und kleine Erlebnisse hängten und stellte mit Recht fest, daß auch Heinrich Heines einst viel bewunderte Reisebilder noch die alte Methode der „Empfindsamen Reise" enthielten.

Zu keiner Zeit war die deutsche Literatur so von Reiseschilderungen erfüllt, wie in der Epoche des Jungen Deutschlands; und deutlich erkennt man die Spuren des Jungen Deutschlands in Rodenbergs ersten Reisebüchern. Er springt von ganz subjektiven Urteilen zu dem Versuch objektiver Darstellung hinüber. Er flicht novellistische Erzählungen, ja ganze Novellen ein; lyrische Einsprengsel fehlen nicht. Beim „Pariser Bilderbuch" kommt noch eins erschwerend hinzu: der Verfasser fühlt sich, seinen französischen Erlebnissen gemäß, spürbar unfrei, er schreibt nicht mit voller Lust, er zwingt sich fortwährend, ob er auch so feine Bemerkungen macht, wie die, Marschners echt deutscher Genius, diese kräftige Waldnatur, könne sich nie in dem hier allein goutierten Eau-de-mille-fleurs-Parfüm auflösen. Noch steht Rodenberg sichtlich freudlos und ohne den rechten Schlüssel vor den Werken des Gewerbes auf der Weltausstellung. Und er empfindet das vor dem fertigen Buch mit wacher Selbst-

kritik ganz deutlich, er entschuldigt und deutet bei der Übersendung an Varnhagen und Julian Schmidt den unüberhörbaren Mißklang: immer habe er, heimweherfüllt, vergleichen müssen, er sei gereizt gewesen, wohl auch deshalb oft ironisch, Witzsüchtelei habe ihm fern gelegen.

An äußerer Geschlossenheit steht freilich die „Kleine Wanderchronik“ hinter dem „Bilderbuch“ noch weit zurück, sie ist ein buntes Gemisch aller möglichen Elemente. Den Anfang macht ein Phantasiestück aus Ostende, eine schlecht gebaute und ohne seelische Vertiefung durchgeführte Novelle; völlig ohne innere Verbindung mit ihr folgen dann neun Bilder aus London. Sachlich und eindrucksvoll schildert Rodenberg die Londoner Theater, die Individualität der einzelnen Schauspieler, Art und Unart des Publikums, und ähnlich klar werden Volksmusik und Straßenpoesie in London; dazwischen aber steht wieder eine novellistische Skizze über ein armes Mädchen, das schließlich in der Themse den Tod sucht, oder die Lebensgeschichte eines Londoner Bankiers, der sich vom arbeitslosen Ausländer im schmutzigsten Armenviertel emporgearbeitet hat, wie einst Rodenbergs Stiefoheim. Endlich werden Kinkel und Freiligrath, Lothar Bucher und Max Schlesinger dankbar dargestellt. Friedrich Hebbel rühmte an dem Buch das zwar leichte, aber äußerst frische Feuilletontalent, „welches den Beweis liefert, daß der Deutsche dem Franzosen darum nicht an Anmut und Zierlichkeit nachsteht, weil er ihn an Ernst und Tiefe übertrifft.“ Er fand die ästhetischen Urteile Rodenbergs noch ohne gründliche Einsicht und rühmte mehr die Novellen und Reiseskizzen. Rodenberg selbst hatte für dies Buch, das auf seinen Erinnerungen von 1856 fußte, noch nach Jahren eine gewisse Vorliebe, so sehr er die Fehler erkannte. Aber er meinte, hier den ersten frischen Eindruck des englischen Lebens am unbefangensten erfaßt zu haben.

Gewiß war dem so. Man darf bei der Beurteilung dieses wie ähnlicher Bücher, wie auch des „Herbstes in Wales“, nie das eine vergessen: Rodenberg war ein deutscher Kleinstädter, er stammte, wie alle Frankreich oder England bereisenden Deutschen jener Zeit, aus den engen Verhältnissen eines zerrissenen, an politischer Macht und wirtschaftlicher Kraft weit hinter England und selbst hinter dem national geschlossenen Frankreich zurückstehenden Landes. Das gibt seinem Vortrag wie dem gleichzeitigen des weit spröderen und zwölf Jahre älteren Theodor Fontane, der sich übrigens stilistisch, im Wechsel von Schilderung, Übersetzung, Novelle auf ähnlichem Gleise bewegt, eine besondere Farbe. Es dauert eine Weile, bis diese Kinder unserer Verhältnisse den Dingen jenes neuen und großartigeren Lebens mit voller Unbefangenheit entgegentreten. Römischen und griechischen Altertümern gegenüber war das viel leichter; denn vor ihnen trug der

Deutsche das Gewicht einer überlegenen Bildung, einer hohen geistigen Kultur, während er der Macht britischer Volkswirtschaft, dem dröhnenden Schritt englischen Verkehrs, dem Stolz englischer Geschichte und vor allem dem bis zum Matrosen und zur Dirne hinab überkräftig auftretenden, selbstverständlichen großen Gefühl nationaler Macht nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen hatte.

So wird es erklärlich, daß Rodenbergs Buch über Irland bei weitem geschlossener wurde als das erste über England. Dort, in einem Lande des Unglücks, ewiger Kämpfe, heldischer Überlieferung, erfüllt von Sang und Sage, ging dem Romantiker das Herz auf. Mit bewußter Betonung nennt er dies 1860 erschienene Werk mit der Aufschrift „Die Insel der Heiligen" eine Pilgerfahrt; denn hier schritt er nicht auf gebahnten Pfaden, hier hieß es auf eigenen Füßen selten betretene Wege durchwandern, auf dürftigen Gefährten, wie den sogenannten Königlichen Karren, den wilden Westen der Insel, abgelegene Dorfschaften und Heidesiedlungen für sich entdecken. Sehr geschickt rahmt Rodenberg die Reiseschilderung durch immer wiederkehrende Begegnungen mit einem Belfaster Kaufmann und dessen Familie ein; so findet er Gelegenheit, den Leser nicht nur mit den Augen des Erzählers, sondern auch mit denen der ganz anders denkenden, von Vorurteilen erfüllten Reisegefährten sehen zu lassen. Und ganz bewußt wählt Rodenberg auch die Dichtung Thomas Moores, wie irische Dichtung überhaupt, zum Geleit auf dem langen Weg von Dublin über die Wicklowberge und die Seen von Killarney bis in die alte spanisch-irische Stadt Galway, in den zerklüfteten Westen und nach Ulster in den protestantischen Norden der katholischen Insel. Hier war ja wirklich für den deutschen Betrachter und seinen Leser Neuland, hier galt es, verschüttete Dinge ans Licht zu ziehen, hier war ein Bild von Menschen und Zuständen zu entwerfen, die zum größten Teil westeuropäischer Kultur viel ferner lagen, denn mancher fremde Erdteil; und Rodenberg durfte diesmal hoffen, ihren seltsamen Hauch in der gewählten Knüpfung von Novelle, Märchen, Nachdichtung und reiner Reisebeschreibung am feinsten einzufangen. Oft genug ist ihm das gelungen. Vortrefflich die Hauptstadt Dublin in ihrer englisch-irischen Zwiespältigkeit, gruppiert um ein scharf gezeichnetes Bildnis Jonathan Swifts. Und neben Abschweifungen übertreibenden Humors stehn so ergreifende Bilder wie das süße Tal von Avoca, wo Thomas Moore sein tiefstes Lied gesungen hat. Wenn das Buch als Ganzes heute vielfach veraltet wirkt, so bleibt sein sachlicher Kern im wesentlichen unangetastet. Als nach langen Jahren die Gräfin Charlotte von Leyden, die Frau des Parlamentsmitglieds für Irland, Sir Roland Blennerhasset, über die Heimat des Gatten schreiben wollte, gestand sie, über die Ergebnisse Rodenbergs und den Wirk-

lichkeitsgehalt der „Insel der Heiligen“ nicht hinauskommen zu können. Und dauerhaft, auch in der Form, ist eine zweite Frucht der irischen Fahrten, die ein Jahr später erschienene „Harfe von Erin“ geblieben. Sie ist kein Reisebericht; diesmal ging Rodenberg, um die „Niobe der Nationen“ zu ergründen, auf den Spuren deutscher Gelehrter wie Caspar Zeuß und Theodor Benfey, der Erforscher keltischen Sprachguts und keltischer Märchen. Er stellte die Märchenlehre Irlands systematisch dar, gab hübsche Nacherzählungen irischer Sagen und eine lange Reihe Nachdichtungen irischer Lyrik, unter denen ihm die Verdeutschung alter Volkslieder besonders gut gelang. Und das zarte Idyll „Die Myrthe von Killarney“ rundete den Gewinn der unvergessenen Zeit, indem es unter Fortlassung des Geschichtlichen und Volkskundlichen nur den Reiz der Landschaft lyrisch nachzeichnete.

Mit jeder neuen Wanderung kehrte auch die Lust zu ihrer Darstellung wieder. Noch mehrfach hat Rodenberg englisches Leben geschildert, sich zur Erschließung von Paris mit andern zusammengetan, Bilder aus Italien und der Schweiz entworfen. Wie ihm aber in London zuerst und endgültig seine schriftstellerische Berufung aufgegangen war, so suchte er dies sich unablässig wandelnde Gemeinwesen immer aufs neue zu umfangen. So oft er den Boden der englischen Hauptstadt betrat — immer war er ihr gegenüber freier, unbefangener, selbständiger geworden. Je reifer er innerlich ward, je mehr sich sein Wissen und Können vervollkommneten, um so klarer ward ihm der Umriß der Fremde, um so reiner ward der Stil, in dem er sie schilderte. Als er zur Londoner Weltausstellung im Jahre 1862 sein Skizzenbuch „Tag und Nacht in London“ schrieb, da hatte er die Unruhe der ersten Reisebücher abgestreift, die „mâze“ gefunden. Jetzt wußte er sich in den zwölf Kapiteln, auf die er sich beschränkte, ganz der Sache hinzugeben, lyrischen und novellistischen Abschweifungen zu entsagen. Wohl begegnet ihm noch hier und da ein Anglizismus; er spricht zwar nicht mehr, wie in dem irischen Buch, von einer Grundflur und meint die „groundfloor“, das Erdgeschoß, aber er sagt wohl noch einmal „das ganze Jahr rund“.

Mit festen Füßen stellt er sich zunächst in die Regent Street, und zwar gerade, weil dies diejenige Straße ist, die am wenigsten vom eigentlichen London an sich trägt. Er will den Neuling, den er durchführt, nicht gleich verblüffen, er will ihn allmählich in das Londoner Leben einbegleiten, und er tut das nun mit völliger Kenntnis der Märkte und der Docks, der Presse und der Parlamente, des Tageslebens und des nächtlichen Treibens. Er gibt sachliche Schilderungen ohne ein Übermaß von Zahlen, aber doch mit Maßstäben, in die man das Bild einzeichnen kann, geschichtliche Erinnerungen, die sich nicht mehr zu ganzen Kleinromanen dehnen. Er bringt allerliebste Vorführungen des Londoner Lebens,

vom kleinsten Punkt, vom engsten Kreise, etwa vom morgendlichen Teetisch an, dann wieder bei aller Knappheit völlig pfadweisende Einführung in Gesetz und Art des Oberhauses oder Arbeit und Geschichte einer großen Zeitung. Und über all dem liegt ein feiner Humor, der sich behaglich einspinnt, der nicht ein Lachen herauskitzelt oder gewaltsam Pointen herbeizieht. Und schließlich bricht Rodenbergs Naturgefühl, das in all den früheren Büchern anziehend hervortrat, siegreich durch. Man merkt: nicht im Gewühl der City und des Hafens, sondern auf dem grünen Rasen der Parks, unter den Laubmassen von Kensington fühlt er sich am meisten zu Haus. Das Tal von Avoca, der Strand von Wight, die Klippe von Helgoland, das sind doch die Ruhestätten seines Herzens, ihnen weiß er immer neuen Reiz abzugewinnen, und nie geht ihm die Geschichte, der er eifrig nachspürt, schöner auf, als da, wo die alles belebende Natur ihr Rankenwerk um sie webte. So hat er Volksbrauch und Stammesgeschichte der Friesischen Inseln unter sorgsamer Einbettung in die großartig einförmige Landschaft dieser Eilande mit feinen Strichen umrissen und auch dies, 1861 zuerst erschienene Werk von den „Verschollenen Inseln" nach jeder Wiederkehr an den Strand von Sylt neu untermalt.

Diese Gebundenheit an die Natur und die Verbundenheit mit ihr ist wiederum ein Zug der Verwandtschaft mit dem Englandfahrer Theodor Fontane, der in Schottland, an Seen und Ruinen, wo Geschichte und Natur sich die Hand reichen, die Eingebung für seine märkischen Wanderbücher empfing. Wohlverdient war das Lob, das Rodenberg für das schönste seiner englischen Reisebücher von Robert Prutz erntete; so wohlverdient wie nachmals das Lob Anastasius Grüns, als Rodenberg „Wiener Sommertage" mit ihrem betörenden Hauch und, jetzt ganz sicher, die Wiener Weltausstellung geschildert hatte. Dennoch waren auch diese Werke nur Vorstufen zu anderem. Was er im Ausland gelernt, sollte er, wie Theodor Fontane, daheim und auf demselben Boden viel später noch einmal bewähren.

Sechstes Kapitel

Berlin

Rodenberg war nun fast achtundzwanzig Jahre alt. Er kannte außer seiner engern niedersächsischen Heimat die Lande am Rhein und seinen Nebenflüssen, den Thüringer Wald und die Wilde Rhön, die Hansestädte, flüchtigere Reisen hatten

ihn nach Posen und Schlesien geführt, Weimar war ihm vertraut, England und Irland hatte er durchstreift, Paris und Antwerpen kennengelernt, lange Wochen an der deutschen und belgischen Nordseeküste verweilt. Überall hatte er die Landschaft und ihre Art mit wachen Sinnen aufgenommen, den Menschenschlag zu verstehen gesucht, nirgends hatte er gelebt, ohne sich in die Geschichte des Landes zu vertiefen, nirgends, ohne bedeutende Menschen kennenzulernen.

Jetzt galt es, das Erworbene zu nützen und sich auf dem Boden des Vaterlandes eine Existenz zu schaffen. Von dem bescheidenen Zimmer in der Kanonierstraße, dann von einem etwas behaglicheren in der Französischen, spann er seine Fäden; noch lebten ihm ja in Berlin Freunde und Gönner aus der Studentenzeit. Ludmilla Assing und den Grafen Wartensleben fand er wieder, und beide bemühten sich für ihn, auch das Haus des Verlagsbuchhändlers Moritz Veit tat sich ihm auf, der Prinz Alexander von Preußen, ein Vetter des Prinzregenten, zog den Verfasser der „Deutschen Antwort auf die Welsche Frage" in seinen Kreis. Im Mai 1859 ward Rodenberg von der Preußischen Zeitung für ihr Feuilleton verpflichtet, zugleich begann er Aufsätze über Irland für die Nationalzeitung zu schreiben. Im Juni, während er schon am Alt-Schöneberger Feld eine Sommerwohnung bezogen hatte, ward das Singspiel „Ehen werden im Himmel geschlossen" im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater mit Friederike Goßmann unter großem Beifall aufgeführt. Das Verhältnis zur Preußischen Zeitung löste sich noch im selben Jahr, statt dessen übernahm Rodenberg die Berliner Wochenberichte für das von Rudolf Gottschall geleitete Feuilleton der Breslauer Zeitung und die Vertretung der Wiener Presse. Zwischen dieser Tagesarbeit aber schrieb er die Werke über seine englische Zeit, „Alltagsleben in London" und „Die Insel der Heiligen", das erste Emanuel Deutsch, das zweite Herzog Ernst gewidmet. Sie ergaben zusammen ein Honorar von 350 Talern, das freilich die Geldsorgen nicht zum Schweigen brachte; im Gegenteil, Rodenberg stak trotz bescheidenen Lebens in Schulden und ließ sich sogar herbei, namenlos — gemeinsam mit Hans Wachenhusen, dem freundlichen Wegweiser der Pariser Tage — eine Zauberposse zu schnitzeln. „Ich komme mir oft vor, wie ein Fabrikarbeiter", schrieb er wohl an die Mutter, wenn er um des täglichen Brotes willen allerlei gleichgültige Tagesarbeit für dieses und jenes Blatt leisten mußte. Eine Anstellung als Theaterdichter des Viktoria-Theaters zerflatterte auch alsbald, aber die Verbindung mit der Bühne riß nicht mehr ab; denn jene einst zu London mit Anton Rubinstein gewobenen Pläne gewannen jetzt Gestalt, und gleichzeitig trat Rodenberg der junge Komponist Jean Joseph Bott näher. Mit beiden vereinigte er sich für eine Reihe musikalischer Werke, zu denen

er den Text schuf; die große Oper „Actäa, das Mädchen von Korinth“, von Bott vertont, eröffnete den Reigen. Sie ward von dem Generalintendanten Botho von Hülsen für das Königliche Opernhaus angenommen und mit den reichen Mitteln dieser Bühne einstudiert und ausgestattet. Paul Taglioni schuf die Balletts, Martin Gropius die Bühnenbilder; die Rolle der Actäa fiel der neu für das Haus verpflichteten jungen und schönen Pauline Lucca zu, die zweite weibliche Gestalt dem jungen Fräulein de Ahna. Trotzdem war der Erfolg der ersten Aufführung am 11. April 1862 nur mittelmäßig, und es kam nur zu einer Wiederholung. Rubinstein aber war anwesend und spornte zu neuen Dichtungen. Er veranlaßte Rodenberg, das Hohe Lied als Oratorium für ihn zu bearbeiten; die liebste dieser Aufgaben aber war es dem Dichter, den damals auch Meyerbeer für einen Text gewinnen wollte, nach Motiven aus des treu verehrten Thomas Moore „Lalla Rookh“ für Rubinstein eine Oper „Feramors“ zu schreiben; sie ging dann auch unter Mitwirkung von Ludwig Schnorr von Carolsfeld, dem ersten Darsteller von Wagners Tristan, im Januar 1863 erfolgreich über die Dresdener Bühne.

Dazwischen waren mehrere Schöpfungen ganz anderer Art entstanden. Die Werke über Irland, das einst mit dem Freunde durchstreifte, hatten ihm gerade auch von England her viel Anerkennung und Lob eingetragen; man fand, daß er gerecht gegen England, milde gegen Irland gewesen sei. Die „Insel der Heiligen“ erschien alsbald bei Chapman und Hall, den Verlegern von Charles Dickens, in englischer Übersetzung. Ein Sommeraufenthalt auf Sylt veranlaßte die Sammlung „Verschollene Inseln“, und ein wochenlanger Besuch in London im Jahre 1860 gab dem Buch über „Tag und Nacht in London“, das in zwei Jahren vier Auflagen erlebte, die letzte Rundung. Er hatte den Verkehr mit Emanuel Deutsch, mit Ferdinand Freiligrath und Gottfried Kinkel wieder aus vollem Herzen genossen, aber sich freilich auch gesagt, daß er Reisen nie als eine Sache des Vergnügens betrachte, sondern vielmehr als eine Schule, in der er unter tausend Kämpfen und wehmütigen Gedanken lerne. Er erlebte bei diesem Aufenthalt auch zum erstenmal die Stürme einer Parlamentswahl, er empfand das Haus der Gemeinen als das der harten Parteikämpfe, das Haus der Lords als das der Ruhe. Er genoß in den Gewässern von Jersey zwischen Klippen und Wogen von neuem die geliebte Nähe des Meeres.

Sein politischer Gesichtskreis erweiterte sich auf einer Reise nach Kopenhagen im Sommer 1862. Sie galt Rubinstein und dem „Feramors“. Aber er konnte zugleich einen Blick in die seltsamen Verhältnisse des derzeitigen Dänemark tun, des Landes Friedrichs VII. und der Gräfin Danner, das

uns durch Theodor Fontanes „Unwiederbringlich“ so gut vertraut ist. Er wohnte einer großen Verfassungsfeier bei, die ihm im Gegensatz zu dem in Preußen tobenden Konflikt das wohltuende Bild eines ganz zufriedenen Volkes zeigte. Freilich hatte dieser Eindruck einen bittern Nebengeschmack, denn der Dichter der Sonette für Schleswig-Holstein fühlte sich jäh in die Stimmung der vierziger Jahre zurückversetzt, und wenn die Dänen, Männer, Frauen und Mädchen, den Dappern Landsoldaten sangen, hätte er dazwischen schreien mögen: „Schleswig-Holstein meerumschlungen!“ Trotz alledem mußte gerade dem Sohn eines übel regierten deutschen Kleinstaats das heiße Nationalgefühl der Dänen einen großen Eindruck machen, zumal es nach seiner Empfindung nicht so stark egoistisch und unangenehm hervortrat wie das englische. Den Höhepunkt erreichten die Nationalfeste an einem Verbrüderungstage der Studenten aller drei skandinavischen Reiche. Auch hier ließ den Deutschen der Zwiespalt nicht los, denn er merkte wohl, daß diese skandinavische Idee gegen Deutschland ging. Man kittete, so spürte er, die Jugend und die Begeisterung des Nordens zu einer Mauer gegen sein Vaterland zusammen. Ja, er mußte vom Nebenzimmer aus hören, wie ein Trinkspruch auf die Einheit aller dem germanischen Stamm angehörigen Völker mit Schweigen, ein zweiter „Feindschaft den Deutschen!“ mit Begeisterung aufgenommen wurde. Wehmütig mag ihm dabei die Erinnerung an die Ideale seines Lehrers Blackert aufgestiegen sein.

Der Herbst desselben Jahres vollendete die Kenntnis der Britischen Inseln, denn Rodenberg fuhr über Ostende und London zum erstenmal nach Schottland, das er ganz und gar als ein Land der Romantik empfand, dessen Heide- und Meergeruch ihn beglückten.

Doch hinter mir — wie funkelt es im Walde!
Wie färbt der Sonne letzte Glut die Halde —
Wie zuckt um jeden Ast die Abschiedsflamme,
Das Laub vergoldend an dem Silberstamme!

Und drüber — o, ein Hochlandshimmel, weit
Und tief und blau wie eine Ewigkeit!
Und süß die Luft von würzgem Kräuterduft,
Frisch vom Arom der feuchten Waldesschluft,
Von jedem Moor, bedeckt mit Farrenkraut
Und Heide, die nunmehr die Nacht betaut.

Immer wieder kehrte er jetzt von solchen Fahrten in die Berliner Werkstatt zurück. „Aus dem Trubel, der Musik, dem Lärm und der Roheit der Straßen komme ich hier herauf in mein einsames Zimmer, glücklich, eine Zuflucht und stille Stube zu haben und doch so schwer im Herzen.“ Denn

ihn drückte die Einsamkeit. Wohl hatte sich sein Kreis in Berlin geweitet. Der junge Politiker Alexander Meyer, seiner Gesinnung wegen eben aus dem Staatsdienst entfernt, verbrachte manche seiner notgedrungen müßigen Stunden bei ihm. Reichen Gewinn erbrachte der Verkehr mit dem Dichter und Philosophen Otto Friedrich Gruppe. In einer kleinen Kneipe der Taubenstraße traf Rodenberg sich am bescheiden behaglichen Mittagstisch mit dem greisen Leiter des preußischen höheren Schulwesens Johannes Schulze, mit dem Rodenberg fast auf den Tag gleichaltrigen Dichter Georg Horn, mit dem hochbegabten jungen Studenten und späteren Kunsthistoriker Alwin Schultz. Noch näher traten ihm Georg Hesekiel, der Redakteur der Kreuzzeitung und geschichtliche Erzähler, und Titus Ullrich, der Kritiker und Sekretär der Königlichen Theater. Das engste Band aber schloß sich um Rodenberg und Karl Frenzel. Frenzel war am 6. Dezember 1827 in Berlin geboren worden und verkörperte schon damals ein gut Stück literarischer Überlieferung der preußischen Hauptstadt. Von Haus aus Historiker, war er durch seinen Landsmann Karl Gutzkow in die Literatur gekommen und übernahm in jenen Jahren die Redaktion des Unterhaltungsteils der Nationalzeitung. Geschmackvoll, ob auch nicht ohne einen Einschlag von Nüchternheit, aus der heraus er mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen etwa Hebbel fremd gegenüberstand, kritisch, ob auch nicht ohne einen Zusatz von Opportunismus, belesen, weit über das Gebiet der schönen Literatur hinaus, politisch und kirchengeschichtlich wohlgeschult, ein Schriftsteller von unverkennbarem Stil und literarischer Zucht, äußerlich in engen Grenzen bürgerlich bescheiden, ergänzte er Rodenberg aufs beste, und beide empfanden von Jahr zu Jahr stärker, was sie aneinander hatten. Beide waren ganz auf sich gestellt und mußten sich mit schwerer literarischer Brotarbeit durchschlagen; freilich: Frenzel hatte sich mit Fräulein Bertha Schmack verlobt, der Tochter eines Majors, in dessen Haus die Bekanntschaft des Bräutigams mit Rodenberg geschlossen worden war. Und diese Aussicht auf einen glücklichen eigenen Herd entbehrte Rodenberg am schmerzlichsten. Er war an die immer wiederkehrende Fürsorge des Elternhauses, das ihn als den ältesten und begabtesten der Söhne besonders liebevoll umhegte, gewöhnt. Diese Stätte war nun nicht mehr in alter Art vorhanden. Das Rodenberger Haus war verkauft, auch die Zwillingsschwestern hatten geheiratet, Pauline nach Stralsund, Emma nach Hamburg; der Bruder Karl wanderte als Handwerker, Gustav als Kaufmann über den Ozean, wo Karl das Glück hatte, Karl Schurz nahezutreten, und in der engen neuen Häuslichkeit Hannovers kam auch in das Verhältnis der Eltern untereinander gelegentliche Trübung, ganz zu schweigen von allerlei familiären Kränkungen im Umgang mit den dortigen Verwandten. Er

selbst, der arbeitete, daß ihm nach eigenem Geständnis oft die Knochen im Leibe zitterten, war ohne eigentliches Heim. Die beglückende Freundschaft mit einer jungen Offizierstochter konnte zu keiner Verbindung führen, weil die beiderseitige Vermögenslosigkeit das Paar den nötigen Mut nicht finden ließ.

Über all das, was ihn bedrückte, erhob sich Rodenberg; er raffte sich neben all der Tagesfron zu Größerem auf und schrieb seinen ersten Roman. Er empfand, daß er mit ihm eine neue Bahn seines Lebens beträte; bewußt verließ er das „kleine Feld“ und wollte auf größerem siedeln und bauen. Der Roman sollte eine Art innerlichen Abschlusses mit der Vergangenheit werden: „Mir ist, als ob ich in ihm alle Erfahrungen, Täuschungen und Irrtümer niedergelegt hätte. Darum greift es mich auch so an, ihn zu schreiben. Aber meine ganze Seele hängt an ihm; und hab' ich ihn auch unter Schmerzen geschrieben, so hat er mir andererseits auch schon die glücklichsten Stunden bereitet.“

Am 5. Juni 1861 war „Die Straßensängerin von London“ beendet. Und nun hatte er sich einen Ferienaufenthalt in Holland gegönnt, Rotterdam, Amsterdam und den Haag mit ihren Kunstschätzen kennengelernt und dann das Seebad in Kent gebraucht. Es kam dem neuen Werk zustatten, daß Rodenberg seit dem 1. Januar 1861 mit dem mutigen jungen Verleger Oswald Seehagen, dem Sohn eines wohlhabenden Färbermeisters, eine Zeitschrift, das Deutsche Magazin, ins Leben rufen konnte. Für das Gehalt von 450 Talern mußte er allerdings auch die Mitarbeiter besolden, aber hier konnte er nun den Roman sofort abdrucken, bevor er, nochmals umgearbeitet, 1863 in drei Bänden als Buch erschien. Als ob eine ganze Welt ihm vom Herzen gerollt sei, war ihm nach der Beendung. Dasselbe Jahr 1863 brachte aber noch einen größeren Lebenserfolg: es führte ihm die Gefährtin für Herz, Haus und Arbeit zu.

Im Januar hatte Rodenberg den Dresdener Proben zu „Feramors“ beigewohnt. Er fuhr von dort aus zu kurzem Aufenthalt nach Wien, wohin ihn ja die Verbindung mit der Presse längst wies, und dann zum erstenmal weiter nach dem Süden, nach Triest. Hier öffnete sich ihm das Haus des Kaufmanns Leopold Schiff. Unter den Töchtern dieser Familie fühlte er sich alsbald zu der am 28. Juli 1837 geborenen Justina hingezogen. Blond und zart, tief musikalisch und voll aufnahmefähig für Poesie und jede Kunst, erschien sie dem nun gereiften Manne als die einzig denkbare Ergänzung seines Wesens. Im zwanglosen Umgang des verkehrsreichen Hauses zwischen Eltern, Geschwistern und Freunden glaubte er ihre Art rasch erkannt zu haben: sanft, fest und bescheiden, aber ein stählerner Charakter, unbeirrbar in einmal gefaßten Entschlüssen, ein Charakter, der nicht gedrängt sein will. Schon

am 22. Januar suchte er eine Entscheidung herbeizuführen, nachdem er, wie jeder Poet, auch mit seiner Dichtung um sie geworben hatte. Noch empfing er keine endgültige Zusage. Er führte Justina an den Flügel, und während sie Mendelssohns Venezianisches Gondellied spielte, sah er, künftigen Glückes Vorgefühl im Herzen, durchs Fenster auf die blaue Adria. Am Sonntag, dem 25. aber kam es zur Verlobung. Die Eltern, die schon eine Tochter nach Deutschland an den Hamburger Rechtsanwalt und Kunstfreund Doktor Lazarus weggegeben hatten, stimmten zu. Rodenberg aber schrieb aus dem Hause an der Via della nuova sanita jubelnd an die Eltern: „Gott hat es doch mal gut gemeint mit mir, daß er meine herzlichsten Wünsche so jahrelang unerfüllt ließ, um sie mir nun mit einemmal und in einer Weise zu erfüllen, die alle meine heißesten Wünsche und Erwartungen übertrifft. Ich kann nicht mehr sagen, als daß ich selig bin, wie ich es nie gewesen, und hoffe, daß Gott mir die Kraft geben möge, ewig an das Glück dieser Stunde zu denken."

In den Glanz der Verlobungstage unter dem beginnenden südlichen Frühling mischte sich zwar die Sorge, daß Justina als Tochter reicher Eltern mit dem schmalen Brot des vermögenslosen Schriftstellers nicht zufrieden sein werde; aber der Verlobte festigte sich von Tag zu Tag mehr in der Gewißheit, daß bei dem Charakter der Erwählten hier keine Klippe für sein künftiges Glück liegen könne.

So trat er innerlich gehoben die Rückreise an, um alles für den neuen Hausstand vorzubereiten. Berliner Freunde, insbesondere die Damen des Geheimen Obertribunalrats Höpner, halfen mit Rat und Tat bei der Einrichtung. Am Schöneberger Ufer Nr. 23, drei Treppen hoch, ward eine Wohnung mit dem Blick über den Landwehrkanal auf das damals noch unbebaute Norduser gefunden, um die aufzunehmen, die nach Rodenbergs Empfindung nicht er sich gewählt, sondern Gottes Vaterhand selber ihm zugeführt hatte. Schwere Sorge bereitete freilich die Beschaffung des Hausstands, soweit ihn die Braut nicht mitbrachte. Und für die Sicherstellung des Unterhalts mußte auf einige Jahre hinaus ein bescheidener väterlicher Zuschuß sorgen.

Im Mai kehrte Rodenberg nach Triest zurück und verlebte dort mit Justina, ihren Eltern und ihren beiden begabten Schwestern farbenvolle Tage. Er gewann zum erstenmal einen Einblick in den südländischen Katholizismus und bewegte sich gerade in den Wochen, da sein Roman ins Italienische übersetzt ward, zum erstenmal unter italienischsprechendem Volk, wie auch seine Braut von klein auf neben dem Deutschen das Italienische beherrschte. Er besuchte mit dem Schwiegervater dessen steirisches Eisenwerk und die Schiffschen Kohlengruben in Kroatien. Rasch kam der Tag der Hochzeit heran. Zu Rodenbergs Schmerz konnte keiner

seiner Angehörigen die kostspielige und weite Reise unternehmen. Am 9. Juni, einem strahlenden Sommertage, um halb elf, ward die Trauung vollzogen, am selben Tag führte das Dampfschiff Julius und Justina Rodenberg nach Venedig. Von hier aus ging die Reise über Verona, Mailand und die oberitalienischen Seen, über die Paßstraße des Gotthards nach Brunnen. Lange Sommerwochen verbrachte das junge Paar hier und in Bürgeln und empfing dort den wohlgesichteten Band Gedichte, der eben bei Oswald Seehagen erschienen war, und der nun schon im Verse für die an der Adria Gewonnene ausklang. Frische Sage meldet: der Wanderer am Gestade des Meeres, das versunkene Inseln birgt, könne, wenn er in rechter Stunde eine Hand voll Asche in die Wogen streut, das untergegangene Wunderland schauen:

Die Wälder, die aus Nebelduft
Und halb verlorenen Gesängen
Gewebt — die Gärten in der Luft,
Die Berge mit den goldenen Hängen —

Die Schlösser unter Laubenpracht,
Die halb von überirdschem Schimmer
Durchblitzt, und halb von heilger Nacht
Beschattet, sind nun dein für immer!

Diese Sage deutete er auf die Geliebte um:

Ich aber führe dich zum Herd,
Bevor der letzte Strahl, der rasche,
Den holden Jugendtraum verzehrt,
Und sage: Nimm dir von der Asche!

Denn zauberkräftig ist solch Tun,
Wenn es geschieht mit reinen Händen —
Du weißt es aus dem Märchen! — nun
Nimm Asche von den heilgen Bränden.

Und banne mir mein Zauberland,
Davon ich einst geträumt so gerne;
Und banne, da du m i ch gebannt,
Auch meine sagenreiche Ferne!

Reinstes Glück sog Rodenberg aus dieser Sommerreise, und wenn er sich gelegentlich Goethes Wort aus dessen „Reise in die Schweiz“ wiederholte: „Die Reise gleicht einem Spiel: es ist immer Gewinn und Verlust dabei und meist von der unerwarteten Seite“, so hatte er diesmal nur Gewinn und aber Gewinn zu verzeichnen.

Der Herbst in Berlin brachte noch manche Arbeit und Unbequemlichkeit, bis unter den leise und geschickt ordnenden Händen der jungen Hausfrau die neuen Räume bestellt und zur Arbeit wie zur Gastlichkeit bereitet waren.

Der Arbeit gab es immer noch genug. Vom Deutschen Magazin war Rodenberg im Frühjahr 1863 zurückgetreten. Ein glänzendes Angebot Ernst Keils zur Übernahme der Gartenlaube hatte er abgelehnt, da er nicht nach Leipzig übersiedeln wollte. So war er zwar von redaktioneller Tätigkeit frei, aber um so stärker mit journalistischer und anderer Arbeit beschäftigt. Er mußte es sich sehr sauer werden lassen und empfand selbst jetzt, daß das Leben kein reiner Trank sei, sondern immer ein Zusatz darin. Auch war er beim Schaffen, wie jeder Empfindliche, von seiner Stimmung abhängig. „Sie ist", schrieb er, „wie eine Fensterscheibe im Winter, jeder Hauch setzt sich daran fest." Bei der Arbeit für Tagesblätter konnte er darauf freilich keine Rücksicht nehmen, aber für den zweiten Roman „Die neue Sündflut" mußte er sich die Ruhe schaffen. Und hierbei ward ihm von Tag zu Tag mehr die junge Frau die verständnisvollste Helferin. Sie fand sich nicht nur in die ihr ungewohnte Enge eines Schriftstellerlebens, sondern auch in die besonderen Bedürfnisse des Gatten hinein. Und so konnte er schon im Sommer 1864 die umfangreiche neue Dichtung beenden, während der erste Roman eben Übertragungen ins Holländische und Dänische erfuhr.

Die Geselligkeit zog nun ins Rodenbergsche Haus, voran die Freunde Karl Frenzel, Georg Hesekiel und Robert Radecke, der eine Tochter des Pfarrers Ludwig Jonas heimgeführt hatte, nächstdem der junge Dichter Karl Heigel, der Schauspieler und Schriftsteller George Hiltl und der damals auf der Höhe seiner Erfolge stehende Albert Emil Brachvogel. Die Tasten des neuen Flügels setzte neben Radecke Hans von Bülow in Bewegung, und Desirée Artôt ließ ihre wundervolle Stimme ertönen. Als der junge Verein Berliner Presse am 25. April 1864 das Shakespeare-Fest beging, tat sich der ganze Freundeskreis zusammen. Brachvogel schrieb einen lustigen Einakter „In der Meermaid", Rodenberg das Schlußlied, Wilhelm Taubert die Musik. Hiltl hatte die Spielleitung, Heigel, Hesekiel, die Schauspieler Berndal, Kahle, Mittell verkörperten unter seinem Szepter Shakespeare und seine Gesellen.

Am 21. Mai 1864 lag in Rodenbergs Wiege, die die Mutter von Hannover nach Berlin geschickt hatte, ein Töchterchen Alice, und in tiefster Bewegung empfand der Vater jetzt, so oft er den Schlüssel ins eigne Türschloß schob, daß es für ihn keinen anderen Platz gleich dem eignen Hause mehr gäbe.

Gegen Ende des Jahres wurden Rodenberg gleichzeitig zwei Angebote gemacht: der Verleger des Bazars trug ihm

die Leitung des literarischen Teils der großen Modenzeitschrift an, die Neue Freie Presse in Wien die Redaktion ihres Unterhaltungsteils. Er entschied sich wiederum für Berlin und übernahm am 1. Januar 1865 gegen ein Gehalt von 1200 Talern und ein Entgelt von 300 Talern für eigne Beiträge die Stellung beim Bazar, als Hilfsredakteur gewann er den frischen Karl Heigel. Während er versuchte, das neue Blatt literarisch auszugestalten, arbeitete er in gewohnter Wanderlust, die freilich die junge Mutter nicht immer teilen konnte, nach alter Weise weiter. Reisen nach den Hebriden und nach Dänemark, nach Paris und der Insel Wight brachten Erholung und Anschauung für eine Reihe neuer Bücher. „Die neue Sündflut" ward ins Englische, Dänische und zweimal ins Holländische übertragen, sie erschien auch in der Revue Contemporaine. Mit dem Erfolg der Arbeit stieg Rodenbergs innere Sicherheit, minderten sich auch seine äußeren Sorgen. Er konnte jetzt nicht nur auf den väterlichen Zuschuß verzichten, sondern schon ein Weniges zurücklegen. Und er fand am 1. Dezember 1867 eine freiere und würdigere Redakteurstellung bei einer ganz neuen Zeitschrift, dem Salon, einem illustrierten Monatsblatt für Literatur, Kunst und Gesellschaft, das bei dem Verleger A. H. Payne in Leipzig hervortrat. Er verband sich zu seiner Leitung mit Ernst Dohm. Dohm, ein gebürtiger Breslauer, ursprünglich evangelischer Theologe, zwölf Jahre älter als Rodenberg, hatte in den politischen Sturmjahren die Schule Tholucks mit der Redaktion des Kladderadatsch vertauscht und diesen durch seinen Witz, die dabei durchleuchtende männliche Überzeugungskraft und sein starkes lyrisches Talent zu reicher Wirkung gebracht. Ohne sich von der gewohnten Tätigkeit zu trennen, vereinigte er sich jetzt mit Rodenberg zu der neuen Aufgabe, der er dann freilich nicht viel Zeit widmete. Schon längst waren die beiden Häuser auch in gesellschaftlichen Verkehr getreten, wie denn Dohms Gattin Hedwig, damals noch nicht als Schriftstellerin bekannt, einen geistig reichen Kreis um sich zu scharen wußte. Dem Dohmschen Hause folgte für Rodenbergs das Olferssche. Ignaz von Olfers bewohnte als Generaldirektor der Königlichen Museen eine Dienstwohnung auf der Museumsinsel in der Cantianstraße. Dort, im gelben Saal, hielt er mit seiner Frau Hedwig, der Tochter Friedrich Augusts von Stägemann, an jedem Mittwoch offenen Abend, und hier fand sich bei einer Tasse Tee ein großer Kreis von Beamten und Gelehrten, Offizieren und Künstlern zusammen, um Frau Hedwig geschart, die noch die Knie der Königin Luise umspielt hatte und die schöne Müllerin von Wilhelm Müllers Liederkranz gewesen war.

Auch Berthold Auerbach wohnte seit 1859 in Berlin, und alsbald nach der Hochzeit nahmen Rodenbergs mit ihm engeren

Verkehr auf. Der im Grunde gutherzige und bei aller oft belächelten Eitelkeit liebenswürdige Mann blieb freilich Rodenberg innerlich fremd. Dieser gestand sich, daß seine Sympathie für Auerbach vor der persönlichen Bekanntschaft nach dem Lesen der Schwarzwälder Dorfgeschichten größer gewesen sei als später. Er fand bei ihm oft, was ihm weh tat, dennoch regten sie sich gegenseitig an, wie denn Auerbach in Rodenbergs Zimmer am Schöneberger Ufer zuerst den Gedanken seines Romans „Auf der Höhe" ergriff und entwickelte. Noch weniger konnte Rodenberg sich zu Friedrich Spielhagen finden, der jetzt in die Reifezeit seiner Erfolge trat. Er fand, daß ihm Poesie, Gemüt und — hierin war Rodenberg zweifellos besonders ungerecht — künstlerische Liebe zu seinem Werk abgingen. Sein bedeutendes Erzählertalent erkannte er an; dennoch fühlte er ein tieferes Interesse durch Spielhagens Schriften weder geweckt noch befriedigt. Und da ihm auch Spielhagens äußeres Auftreten wenig zusagte, wand sich dieser Verkehr ohne gegenseitige Befriedigung über manche Klippen dahin. Reicheren Gewinn schöpfte er aus dem Umgang mit den Politikern Eduard Lasker, dem alten Freund Alexander Meyer und Ludwig Bamberger; Laskers Wärme, seine Überzeugungstreue und rednerische Kraft, Meyers feiner, auch journalistisch oft bewährter Humor, das scharfe und kluge Urteil Bambergers erquickten ihn, und durch sie kam er in einen Kreis von liberalen Politikern, der sich alle vierzehn Tage mit Schriftstellern und ihren Damen zusammenfand. Hier traf er die politischen Führer aus den Parlamenten Preußens und Norddeutschlands, Forckenbeck, den Oberbürgermeister von Berlin, Hennig, Sybel, Braun aus Wiesbaden und zu seiner besonderen Freude auch den einst bei Schlägers zuerst gesehenen Rudolf von Bennigsen.

Berlin ward Rodenberg von Tag zu Tag lieber. Wie er es als Student durchwandert hatte, gewann er sich jetzt die Zeit für Streifereien durch die Hauptstadt und ihre Umgebung ab. Er vertiefte sich immer wieder aufs neue in die Schätze ihrer Sammlungen, er wanderte nach der Hasenhaide und vors Kottbuser Tor oder über die sonnige schattenlose Steppe nach Saatwinkel hinaus, er machte sich den Tiergarten in allen Jahreszeiten zu eigen und suchte auf Lessings und Chamissos Spuren die geschichtliche Innenstadt als Stätte reicher Erinnerungen auf.

Allmählich bürgerte es sich ein, daß Mann, Frau und Töchterchen ganze Sommerwochen an einem mitteldeutschen Gebirgsort zubrachten, zu ihrer großen Freude von der Mutter begleitet. Nachdem sie noch im Jahre 1866, als das Kriegsgewitter vorüber war, das Seebad in Marienlyst bei Helsingör genossen hatten, gingen sie von 1868 ab Jahr um Jahr nach Thüringen oder Sachsen. So ward in Arnstadt am 28. August 1869 der dritte Roman, „Von Gottes Gnaden",

beendet, gerade als Rodenberg erfuhr, daß man die „Straßensängerin“ ohne sein Vorwissen in Kopenhagen als dänisches Lustspiel aufführe. Er hatte das neue Werk unter dem Bann vielfacher Krankheit verfaßt und empfand, daß er gerade dies, wenn irgend eins, mit seinem tiefsten Herzen geschrieben und sich mit mancher Seite selbst innerlich aufgerichtet habe.

Im Mai des Jahres 1870 war die kleine Familie zum Sommeraufenthalt nach Pillnitz übergesiedelt. In die stillen Tage, die der Verkehr mit der aus der Verbannung zurückgekehrten Claire von Glümer angenehm unterbrach, schlug der Krieg hinein. Rodenberg hatte den Sinn der seit 1848 verflossenen Kämpfe richtig erfühlt, als er sein Lied vom Kaiser sang:

Er schlummert nicht, er schläft nicht länger
In des Kyffhäuserberges Nacht:
Bei Waffenklang und Spiel der Sänger
Ist er aus seinem Traum erwacht.

Als jetzt der Krieg ausbrach, flog sein anderes Lied von 1859,

Nun auf, mein Volk, vom Donaustrand
Bis zum Gestad des Rheins:
Nun rüste dich und halte Stand,
Mein Deutschland, werde eins!

von Karl Wilhelm, dem Komponisten der Wacht am Rhein, vertont, durch die Lande, und für die Lieder zu Schutz und Trutz, die Franz Lipperheide, einst Buchhalter am Bazar, sammelte, steuerte er ein Gedicht „Nach Paris“ bei. Im September verließ er Pillnitz und fuhr über das traumhaft stille Weimar und Frankfurt nach Kassel. Dort sah er mit Friedrich Kreyßig den gefangenen französischen Kaiser. Wie oft hatte er ihn fünfzehn Jahre früher auf der Pariser Gewerbeausstellung nahe geschaut, damals als den Herrscher, von dem man das politische Stichwort für Europa erwartete — heute traf er den tiefgebeugten, gefangenen Herrn eines verzweifelt um Geltung und Bestand kämpfenden Landes. In Worms erfuhr Rodenberg am 27. September den Fall Straßburgs, und nun fuhr er ins Elsaß hinüber, bis Wendenheim im Packwagen eines Militärzugs, von dort mit einem Leiterwagen in die eroberte Festung hinein.

„Es war wie eine Völkerwanderung auf der Chaussee; Hunderte von Wagen bewegten sich nach Straßburg und Hunderte begegneten uns, die meisten von ihnen mit deutschem Militär und nicht wenige mit Offizieren der französischen Mobilgarde, welche, auf Ehrenwort entlassen, offenbar von ihren Verwandten, Eltern und Geschwistern heimgeholt wur-

den; denn der Mehrzahl nach schienen diese Offiziere junge Leute zu sein, die dem Knabenalter kaum entwachsen waren. Zerstampft zu beiden Seiten des Weges waren die Felder; die Wiesen waren zu Staub zerfahren, überall durch das Grün gingen die tiefen Einschnitte der Räder, die Hufe der Pferde, der Marschtritt der Kolonnen hatte rechts und links den Segen des Herbstes zermalmt — hier in diesem Lande, wo der Boden so fruchtbar, der Herbst so reich ist, wo der Wein, der Hopfen und Tabak nebeneinander wachsen. „Das war mein Acker", sagte der Bauer, der mich fuhr, und er wies dabei wehmütig lächelnd mit der Peitsche nach einem breiten Stück Landes, auf welchem ein halbes Dutzend Munitionswagen standen. „Es war Klee darauf und Hanf", fuhr er fort, „und alles blühte so schön im Juli — da kam der Krieg, und da liegt nun meine Ernte." Kaum ein grünes Blatt war noch zu sehen. Mit jedem Schritte vorwärts wuchsen natürlich diese traurigen Zeichen der Verwüstung; zur Linken blauten im Mittagsduft die Höhen des Schwarzwaldes, und zur Rechten war der Wald von Mundolsheim; aber was dazwischenlag, soweit der Blick reichte — die Gemarkungen von Hetheim und Bischheim — zeigte, was der Krieg aus Flur und Wiesen macht. Hier hatte der eiserne Gürtel sich um die belagerte Festung geschlossen, und dieses ganze Gebiet war bis heute gesperrt. Nun konnte man sehen, wie die Mörser gearbeitet; denn hier betraten wir die Schußlinie. Die Bäume waren zersplittert; manch eine herrliche, dickstämmige Kastanie war über der Wurzel abgebrochen und in den Graben am Wege gestürzt, und das Laubwerk war dürr, fast schwarz. Es war, als ob ein Orkan hier gewütet — aber welcher Orkan wäre unheilbringend genug, um so viele Bäume und in so weitem Umkreise niederzuwerfen? Nehmt die Schrecken aller Elemente, nehmt Sturm, Wasser und Feuer zusammen, und es ist nichts gegen die Schrecken des Krieges; und nehmt alle Schrecken des Krieges zusammen, und auch sie verschwinden gegen diejenigen einer Belagerung."

Ein jammervolles Bild nach dem andern tat sich auf, und tief erschüttert erlebte er, wie eine Greisin mit zitternder Stimme nach ihrem Hause fragte und dann nach langem Suchen endlich die ungefähre Stelle fand, wo es einst gestanden hatte. Gleich Fontane fuhr Rodenberg noch weiter ins Kriegsgebiet; er gewann in Barr und Zabern, auf dem Odilienberg, dem Wahrzeichen des Elsaß, den vollen Eindruck des alten deutschen Landes. Wenigstens ein Scherflein für die Kinder des nun wieder deutsch gewordenen Straßburg wollte er beitragen und gab in die Weihnachtsbescherung deutscher Schriftsteller für sie sein Bändchen Kriegs- und Friedenslieder hinein. Dem Kurhessen aber, dessen Heimatstaat schon das Jahr 1866 zerbrochen hatte, ward wie so manchem Kinde deutscher Kleinstaaten in diesen Tagen Preußen und das

werdende Deutsche Reich die selbstverständliche Heimat. Es war doch ein guter Drang und eine helle Erkenntnis, die ihn einst nicht auf die Bahn Österreichs, sondern auf die der Hohenzollern gewiesen hatten. Und wie er zur Jahrhundertfeier Beethovens mitten im Kriege in seinem Festspiel für die Dresdener Hofbühne die Hoffnung hinausgerufen hatte:

Daß unsres Volks Erwachen
Uns auch der Kunst Erwachen bringt,

so knüpfte seine Festdichtung zur Siegesfeier in Berlin an all das an, was die deutschen Patrioten, denen er nahegestanden hatte, und deren größter, Freiligrath, nun zu seiner Freude als ein beglückter Bürger im neuen alten Vaterlande saß, einst ersehnt hatten. Nie ist der Einzug der Truppen, dessen Abend Rodenbergs Dichtung im Berliner Opernhause verherrlichte, schöner geschildert worden, als er es in drei langen Berichten für die von seinem hessischen Landsmann Otto Braun geleitete Cottasche Allgemeine Zeitung in den Tagen vom 20. zum 22. Juni tat. Nicht nur das prachtvolle Schauspiel Unter den Linden, der neue Kaiser, einreitend hinter den drei gewaltigen Männern, die das Schwert geschliffen, geführt und die Einheit durchgesetzt hatten, nicht nur die strahlende Erscheinung des Kronprinzen, nicht nur all das, was sich als großer Eindruck unvergeßlich bot, sondern auch das Kleinleben jenes Tages bis in die fernsten Winkel Berlins hinein, ward von ihm mit bereiter, mitschwingender Seele aufgenommen. Es war die Hochstimmung des endlich angebrochenen deutschen Tages, die Rodenberg voll empfand. Das Eiserne Kreuz hatte der körperlich Schwächliche, in Kurhessen militärisch niemals Ausgebildete nicht erringen können, den Orden, den der König von Preußen, der Deutsche Kaiser, ihm jetzt verlieh, durfte er mit bescheidenem Stolze tragen, und so viele ihm später noch zufielen, keiner hat ihn mehr erfreut.

Freilich hielt die reine Stimmung der Freude nicht an. Wenn Rodenberg am Kottbuser Damm auf wüstem Felde im Gestank der gegenüberliegenden Abfuhrplätze achtzig bis neunzig Familien in Hütten angesiedelt sah, so konnten ihn auch die auf allen Häuschen wehenden Reichsfähnchen nicht über die Schwere des sozialen Elends hinwegtäuschen, das diese Ansiedlung dartat. Und das um so weniger, da er die ungesunden Dünste der beginnenden Gründerjahre mit feinfühliger Seele wahrnahm. „Berlin", so schrieb er der Mutter im Jahre 1872, „wirkt jetzt eher niederdrückend als aufrichtend und erfrischend, der Reichtum verbreitet eine unangenehme Atmosphäre um sich her, in der es sich nicht freudig atmen und leben läßt. Zwar sind unsere nächsten Freunde sich gleich geblieben, aber das Leben Berlins im allgemeinen hat aufgehört das zu sein, was es war: ein unfeines, lautes, vor-

dringliches Wesen hat sich an Stelle des alten guten Tones gesetzt, und namentlich die jüngere Generation unserer Börsenhelden trägt eine Verachtung alles dessen offen zur Schau, was nicht der Macht und dem Schein dient.“ Selbst in der einst Kurfürstlichen Hauptstadt Kassel empfand er lebhaft die Veränderung zum Schlechteren, einen Katzenjammer nach der Trunkenheit der Sieges- und Milliardenjahre.

Der Sommer dieses Jahres führte Rodenberg durch die schönen nordbayrischen Städte Bamberg, Nürnberg und Regensburg und dann, wiederum mit Mutter, Gattin und Tochter, nach Eisenach. Hier ward er zum erstenmal vom Großherzog Karl Alexander auf die Wartburg geladen und gewann von dem kunstverständigen, menschlich gütigen und vornehmen Mann einen unauslöschlichen Eindruck.

Gerade während Rodenberg die letzte Hand an sein erstes berlinisches Werk, die Geschichte von Herrn Schellbogens Abenteuer, legte, traf sein Leben ein schwerer Schlag. Am 20. November starb plötzlich am Herzschlage, ohne Vorahnung, bei scheinbar voller Gesundheit, sein Vater. Zwei Tage darauf geleitete er ihn an einem feuchten, dunkeln, aber milden Herbstnachmittag in Hannover zur Ruhe. So oft er die alte Wanduhr, die jetzt nach Berlin wanderte, aufzog und sein Töchterchen dazu jauchzte, erschien ihm des Vaters Bild. Es war ihm, als ob jetzt erst alle Illusion hinter ihm zurückgetreten wäre.

Es war ein Tag, so trüb und doch so reich,
Im nahen Wald fiel träumrisch Blatt um Blatt —
Ein Tag, geräuschlos, deinem Leben gleich,
Da trug man dich zu deiner Ruhestatt.

Kein Sonnenschein, kein noch so leiser Klang
War in der Luft — doch mich ergriff ein Weh,
Als ob der Jugend Sonnenuntergang
Verlöschend über deinem Leben steh.

Als ob mit jenem Heimatsehnen auch
Die Heimat hinging und ihr Sommer schied;
Als ob der melancholisch weiche Hauch
Des Herbstes nur noch wecke dieses Lied.

Schlaf wohl, schlaf wohl — solange du gelebt,
War es für uns noch Morgen; seit du tot,
Schaun wir, von Nebeln langsam schon umwebt,
Mit feuchten Augen in das Abendrot.

Ein stiller Winter brach an, in dem der Verkehr mit dem feinen und liebenswürdigen Gustav zu Putlitz ausgiebig gepflegt ward; Rodenberg hatte ihn im Olfersschen Hause

kennengelernt, gern seine Novelle „Walpurgis" und manche andere für den Salon angenommen und in dem um zehn Jahre Älteren, dessen literarischen Anfänge ja auch ganz neuromantisch waren, einen treuen und zuverlässigen Freund gefunden. Das Jahr 1873 brachte die Weltausstellung in Wien und eine Einladung der Neuen Freien Presse dorthin. Es waren schöne und reiche Sommertage mit Ausflügen in die österreichischen Lande. Wieder schloß sich ihnen ein Aufenthalt in dem liebgewordenen Eisenach und an der Nordsee, diesmal in Blanckenberghe, an.

Auf diesen Fahrten begleitete Rodenberg schon ein Plan, der ihm innerlich keine Ruhe ließ. Der Salon machte ihm keine Freude mehr, und der Entschluß wuchs und ward fest, mit dem Ende des sechsten Redaktionsjahres die dann ablaufende Verpflichtung nicht mehr zu erneuern. Auf die Tätigkeit als Herausgeber einer Zeitschrift gedachte er aber keineswegs zu verzichten, im Gegenteil, seine Absichten gingen viel weiter. Oft hatte er mit Putlitz hierüber gesprochen, und dieser brachte ihn im März 1873 mit zwei jungen Verlegern, den Gebrüdern Paetel, in Verbindung. Sie entstammten dem Hause des Altschöneberger Grundbesitzers Friedrich Paetel, der zugleich der hervorragendste damals lebende wissenschaftliche Muschelsammler war. Elwin, der jüngste Sohn, ursprünglich zum Landwirt bestimmt, war, innerster Neigung folgend, früh Buchhändler geworden, hatte in der Nicolaischen Handlung gelernt und begründete, zweiundzwanzigjährig, im Jahre 1870 gemeinsam mit dem um zehn Jahre älteren Bruder, dem Philologen und bisherigen Oberlehrer Doktor Hermann Paetel eine Verlagsbuchhandlung, deren Grundstock der Buchverlag von Alexander Duncker war. Putlitz zählte alsbald zu den Autoren des Hauses Gebrüder Paetel, und deren Wunsch nach Begründung einer neuen Zeitschrift kreuzte sich nun mit dem Rodenbergs. Die erste Aussprache in den damaligen Verlagsräumen, Linkstraße 30, führte zu gegenseitigem Gefallen. Aber Rodenberg zagte zunächst, Würde und Bürde des neuen Unternehmens allein zu tragen, denn ihm schwebte etwas Höheres und Größeres als der Salon vor; die neue Zeitschrift sollte nicht ein Unterhaltungsblatt mehr sein, sondern nach dem Vorbild der großen englischen Monatsschriften, denen Rodenberg so viel dankte, neben bester Literatur vor allem auch der Wissenschaft eine Stätte eröffnen, an der sie zum gebildeten Publikum Deutschlands und Österreichs sprechen konnte. Auf gemeinsamen Tiergartenspaziergängen mit Berthold Auerbach wurden diese weitergehenden Pläne wieder und wieder erörtert und schon die Hinzuziehung von gelehrten Mitarbeitern erwogen, wie sie durch die damals allwöchentlich stattfindenden wissenschaftlichen Vorträge in der Singakademie zu einem weiteren Hörerkreise zu sprechen gewohnt waren. So erwuchs in Roden-

berg der Gedanke, Auerbachs berühmten Namen für die Mitherausgabe zu gewinnen, und die Brüder Paetel stimmten dem rückhaltlos bei. Aber kaum, daß der damals zweiundsechzigjährige Auerbach seine Zusage gegeben hatte, da zog er sie — es war im Frühjahr 1874 — schon wieder zurück. Er erkannte, und wohl mit Recht, seine geringe Eignung für diese Tätigkeit, und seine späteren Versuche einer Einrenkung blieben unfruchtbare Halbheiten. So ging es denn, das Ziel immer vor Augen, aber mit vielem Schwanken, hin und her, und der Zuspruch von Putlitz mußte immer wieder wohltätig mahnen. Würden, das war die schwerstwiegende Frage, die Gelehrten, auf die es Rodenberg so viel ankam, mittun wollen? Der Dichter durfte er sicher sein. Auch diese Sorge aber ward bald geschwichtigt. Hermann Helmholtz, Heinrich Sybel, Emil du Bois-Reymond und Rodenbergs alter Lehrer Eduard Zeller gingen mit freudiger Bereitwilligkeit auf seine Anregungen ein, und so konnte unter unermüdlicher, verständnisvoller Mitarbeit der Verleger im Juni 1874 die Einladung zur Beteiligung an einer neu zu begründenden Deutschen Revue an einen Kreis von Schriftstellern und Gelehrten entsandt werden. Der Widerhall war freundlich genug, und mit getroster Zuversicht ward die Herstellung des ersten Heftes begonnen. Und dennoch mußte noch eine letzte Klippe umschifft werden. Herausgeber und Verleger fühlten, daß irgend etwas noch nicht recht stimme, nämlich die Bezeichnung des neuen Blattes. Wenn denn eine große deutsche Zeitschrift dieser Art begründet werden sollte, so mußte auch ihr Name rein deutsch sein. Die gedruckte Kundmachung hatte das Wort Revue selbst als anstößig empfunden und seine Wahl damit entschuldigt, es wäre, obgleich einer fremden Sprache angehörig, doch die Bezeichnung eines literarischen Gattungsbegriffs geworden. In alle Zweifel über die Namengebung schlug eine Anregung des Würzburger Physiologen Adolf Fick, eines engeren Landsmanns Rodenbergs, hinein, Deutsche Rundschau oder Deutsches Museum zu sagen. Als nun gar ein Neuyorker Buchhändler eine Verdoppelung seiner Bestellung in Aussicht stellte, wenn die Zeitschrift einen rein deutschen Namen erhielte, war es entschieden. Trotz aller Schwierigkeiten wurde das bereits im Satz stehende erste Heft herausgezogen und mit bereitwilliger Unterstützung der Druckerei von Pierer (Stephan Geibel u. Co. in Altenburg) nach dem neuen Plane umbenannt.

Gegen Mitte September, als alles fertig war, ging Rodenberg, leicht ermüdet, wieder nach England. Es war ein anderes London als das von 1858. In der großen Kuppelhalle des Museums waltete nicht mehr Emanuel Deutsch, Ferdinand Freiligrath war nach Deutschland zurückgekehrt, Gottfried Kinkel in die Schweiz, Malwida von Meysenbug nach Rom übergesiedelt. Aber wie sehr sich Rodenbergs Leben seither

trotz aller Verluste und Enttäuschungen aufsteigend gewandelt hatte, ward ihm ergreifend klar, als ihm auf dem Landsitz von Justinas Verwandten bei Cranford in der Grafschaft Middlesex an einem sonnigen Herbstnachmittage die Post ein orangefarbenes Heft brachte; auf seinem Lieblingssitz unter einer hundertjährigen efeuumschlungenen Ulme hielt er es in der Hand — es trug auf dem Umschlag die Worte:

Deutsche Rundschau.
Herausgegeben
von
Julius Rodenberg.

Siebentes Kapitel

Drei Romane

Die „Straßensängerin von London", vollendet als Rodenberg eben dreißig Jahre alt wurde, trägt noch den vollen Hauch jugendlicher Schaffenskraft mit sich. Der Roman erzählt die Geschichte eines Mädchens von dunkler Herkunft, das in der Stunde höchster Not, zur Nachtzeit in London singend, die Hand eines reinen und edeln Mannes ergreift, ihn nach kurzem Liebesglück ohne seine und ihre Schuld verliert und schließlich in der Themse endet. Ihr Tod aber verflicht sich mit dem Sturz der Menschen, die einst ihre Mutter und dann sie zugrunde gerichtet haben; auf der Höhe ihres mit allen Mitteln der List und der Raffgier errichteten Lebensbaus stürzen sie jäh ins Bodenlose ab.
Der Weg, den Annie Laurie gehn muß, führt von London nach London, aber doch weit darüber hinaus, nach Wales hinein und dann über den Kanal hinüber nach Deutschland, in Rodenbergs hessische Heimat, nach Marburg. Und in ihr Schicksal treten nicht nur Engländer der verschiedensten Gesellschaftsstufen, sondern auch Deutsche von mannigfacher Art. So versucht sich Rodenberg, wie es der Romandichter gemeinhin tut und tun soll, ebenmäßig in der Einzelcharakteristik und in der Gestaltung eines Weltbildes.

Diese Einzelcharakteristik ist zum Teil sehr wohl gelungen, am wenigsten gerade bei der Hauptgestalt und ihren beiden Gegenspielern. Annie Laurie entbehrt der eigentlichen individuellen Züge. Ihr Urbild, eine freilich ganz untragische Londoner Bekanntschaft Rodenbergs (sie sandte gelegentlich

in einem schlechten, aber eigenartigen Englisch durch Deutsch Grüße nach Berlin), ist in jenem Kapitel der „Wanderchronik" blaß nachgezogen. Auch im Roman läßt sich von ihr nur sagen: sie ist schön, sie liebt, sie ist unglücklich. Tiefere Charakteristik wird ihr so wenig zu Teil wie George Meadows, ihrem Freunde. Eher schon gewinnt Walter Grün, der junge deutsche Musiker, der ihr von Marburg nach London nachgeht, Leben, zum mindesten das des jungen fahrenden Gesellen, des beliebten, ja unvermeidlichen Helden aller romantischen Erzähler. Weitaus lebendiger aber werden einige der Gegen- und Mitspieler. Da ist der Major Fitzroy, ein über den Leichtsinn hinaus bedenkenloser Offizier, tapfer und schlagfertig, Abenteurer und Soldat, Glücksjäger und doch gepackt von Schicksalen und Verfehlungen, die sich aus befleckter Vergangenheit in die glänzende Gegenwart hineinrecken. Da ist der Deutsche Franz Michel, der, hohen Zielen nach, mit der Geige von der Lahn an die Themse gewandert ist und hier als Tanzmusiker langsam verkommt, da sind Typen aus dem niedern englischen Volksleben und ewige Studenten aus Marburg, die leibhaft, insbesondere auch in ihrem Humor, vor uns stehn.

Die Handlung geht durch ein Gewirr geheimnisvoller und häufig überraschender Verstrickungen, aber Rodenberg bemüht sich, die Fäden straff in der Hand zu behalten. Nur freilich baut er zwischen die Akte des eigentlichen Romanablaufs lange, behaglich einführende Darstellungen der Umwelt. Da sehen wir London von den verrufensten Kneipen am Flußufer bis zum glänzenden Kristallpalast, vom Edelsitz der Lords bis zur Tabagie des kleinen Mannes. Wir schauen Marburg sich hoch auftürmen und wandern in die Studentenkneipen draußen vor der deutschen Universitätsstadt. Diese Schilderungen sind liebevoll, kenntnisreich und vielfach sehr anziehend; nur hemmen sie den Fortschritt der Dichtung auf die Dauer viel stärker, als sie ihn fördern. Aber an ihnen versteht man, warum Rodenberg dieses Werk einen innerlichen Abschluß mit der Vergangenheit nannte. Denn hier ballt er noch einmal alles Erfahrene und Erlernte zusammen. Das liebgewonnene Leben Londons und die Schönheit der Natur von Wales, das unvergessene Marburg mit der Elisabethkirche und sogar mit dem, auch ohne Namennennung deutlich erkennbaren Vilmar, das Treiben der verbannten Achtundvierziger und die Musik Felix Mendelssohns, die Ausfahrten der Frankonen, die immer wieder fast schmerzhaft auftauchende Sehnsucht zum Meere und die Liebe zu Thomas Moore, ja selbst die Beschäftigung mit dem altgermanischen Recht und der Regredienterbschaft — das alles taucht hier noch einmal auf und wird, oft organisch und in künstlerischer Einbettung, oft aber auch unorganisch und mit loser Eingliederung gegeben.

Über dem Ganzen schwebt der Geist der großen englischen Erzähler, die Rodenberg in jenen Jahren kennengelernt hatte: Dickens und Thackeray. Man fühlt sehr wohl: Rodenberg sieht bei der Schilderung englischen Wesens nicht nur mit seinen, sondern auch mit ihren Augen, insbesondere ist er für das Leben der höheren Stände bei Thackeray, für das der niederen bei Dickens in die Schule gegangen. Daneben aber tritt noch ein anderer, ein französischer Dichter ganz deutlich als Pate auf, nämlich Victor Hugo. Man muß es einmal, etwa in Victor Blüthgens Erinnerungen, nachgelesen haben, wie stark des großen Franzosen „Misérables" auf das Geschlecht gewirkt haben, das sie frisch empfing (auch Tolstoi ist dessen Zeuge), und wird dann verstehen, warum der packende Reichtum dieses Romans auch Rodenberg ergriff und ihn in seine Erzählung hinein begleitete. Und noch stärker vielleicht als dies Werk hat Victor Hugos in Rodenbergs Geburtsjahr erschienener Meisterroman „Notre Dame de Paris" den Deutschen beeinflußt. Die romantische Verbindung der Ausgestoßenen und Unbehausten mit den in scheinbarer Sicherheit auf des äußeren Lebens Höhen Wandelnden, der Einblick in die unterirdische Welt einer Riesenstadt und all das getaucht in einen die herbe Wirklichkeit doch wieder abschwächenden Schimmer — all das gehört auch zum Hugoschen Erbe.

Ohne Zweifel ist Rodenbergs erster Roman stark sentimental, nur wäre es verfehlt, diese Sentimentalität falsch zu nennen, weil wir in einer härteren und mechanisierten Zeit sie nicht mehr recht vertragen. Rodenbergs damalige Lebensgenossen, späte Erben der Romantik, nach dem Sturm einer nicht voll durchgeführten Revolution Zeitgenossen einer harten und geistlosen Reaktion, empfanden so. Es ist die Sentimentalität von Geibels Jugendgedichten, von Roquettes Gesängen, man findet sie sogar in Jugendwerken Wilhelm Raabes, wie in den „Kindern von Finkenrode" und dem „Heiligen Born", und es kam lediglich darauf an, sie im Aufstieg des Lebens und der Zeit zu überwinden.

In dieser Überwindung, wie im Aufstieg überhaupt, bedeutet „Die neue Sündflut" einen charakteristischen Fortschritt. Auch dies Buch hat einen großen Vorgänger: Charles Dickens „Zwei Städte". Wie der Roman des Briten, führt es während der französischen Revolution von London nach Paris und knüpft Schicksale diesseits und jenseits des Kanals unter dem die Welt durchschütternden Sturm zusammen, endet auch mit der Rettung einer für das Schafott Bestimmten an die schützende englische Küste. Aber freilich schildert es ganz andere Gesellschaftsschichten und erhebt sich bewußter zum geschichtlichen Roman. Denn nahe dem Gipfelpunkt der Erzählung stehn die Gestalten des damaligen Prinzen von Wales und Philipps von Orleans, und auch Ludwig XVI.

und Marie Antoinette spielen ihre Rollen. Außerordentlich geschickt wird eine Frau, die jugendliche Geliebte des englischen Thronfolgers, Lady Grace Dalrymple Elliott in den Mittelpunkt der Dichtung gestellt. In einem nicht sehr klösterlichen Kloster erzogen, heiratet die Mutterlose, kaum flügge, blutjung und lebensgierig, einen weit älteren Mann und fällt, enttäuscht, bald dem schönen Prinzen zu. An dem jähen Tode des Gatten ist sie tatsächlich schuldlos, aber ihr Wunsch kreuzte sich mit der Tat, deren wahre Anstifterin eine verstoßene Freundin des Prinzen ist. Diese Schuld und die an dem Unglück einer Klosterfreundin, schleppt sie durchs Leben. Diese Freundin ist ihre Parallelgestalt, die Geliebte des Herzogs Philipp von Orleans, den wir allmählich zum Philipp Egalité werden sehn. Wie Lady Elliott fällt und dann, Leben und Ruf hintansetzend, sühnt, ist die eigentliche Fabel des Romans. Aber um sie blüht es von dem Leben der aufgeregten Zeit, über die die neue Sündflut dahinströmt. Ganz anders als in der „Straßensängerin" verknüpft Rodenberg hier Menschen, Ort und Zeit. Die Handlung rückt unaufhaltsam vorwärts, und wir werden in jeder neuen Umwelt nicht durch Beschreibungen des Dichters, sondern indirekt durch seine Gestalten selbst heimisch. Nur hält diese strenge Bindung des Erzählers an das nun gefundene innere Gesetz nicht immer vor, und im Laufe des Romans räumt er der alten Vorliebe für zeitgeschichtliche und landschaftliche Schilderungen wieder mehr Platz ein, als künstlerisch erforderlich ist. Dennoch erhebt er sich gerade an einer solchen Stelle auf die höchste hier erreichte Höhe, nämlich im vierten Buch, ziemlich genau in der Mitte, beim Scheitelpunkt der ganzen Dichtung, in der Darstellung des 11. Juni 1791, des Tages, an dem die Gebeine Voltaires im Pantheon beigesetzt wurden. Gewiß vergißt man hier auf lange Strecken den Roman, aber das Bild des Pariser Volks unter dem strahlenden Sommerhimmel, in seiner revolutionären Begeisterung für den großen Schriftsteller, den Vater der Revolution, liest sich noch heute ergreifend. Auch die Art, wie Hintergrundsgestalten, Robespierre etwa, mit denen des Vordergrundes in Beziehungen gebracht werden, ist zum Teil sehr gelungen. Als geschichtliches Gesamtbild bleibt dieser historische Roman ein unverächtliches Stück künstlerischer Arbeit, und die Sentimentalität des ersten Werks verschlägt dem Verfasser nicht mehr so stark das Konzept.

Wenn Rodenberg von dem dritten und umfangreichsten der drei Romane der sechziger Jahre sagt, daß er sich mit mancher Seite selbst innerlich aufgerichtet habe, so wird dies Selbstgeständnis nur im Hinblick auf das Problem der neuen Schöpfung begreiflich — freilich haben ja Dichter sehr häufig eine aus persönlichen Gründen stammende Vorliebe für Werke, denen der Leser und Betrachter nicht eben den höchsten Rang

einzuräumen geneigt ist. Der Roman „Von Gottes Gnaden“ steht künstlerisch tief unter der „Neuen Sündflut“. Von ermüdender Breite, überbrückt er in wunderlichem Gefüge die ganze Zeit der englischen Revolution bis zum Tode des Protektors und zum Einzug Karls II. Nach dem Vorwort (schon daß Rodenberg ein solches, und noch dazu ein so langes für nötig hielt, ist ein Zeichen innerer Schwäche) sollte die Dichtung aus dem Kreise des „unbekannten Publikums“ genommen sein, das um große geschichtliche Personen lebt und atmet. Aber dies Publikum sollte gezeichnet werden „auf dem Hintergrund einer großen Zeit, einer Zeit, deren geistiger Gehalt und epochemachende Bedeutung sich zusammenfaßt in dem einen Namen: Oliver Cromwell!“

Das ist es. Es war Rodenberg hier zu allererst um Cromwell zu tun. Lange Jahre, seit dem Studium Macaulays und seit er im Britischen Museum andere englische Geschichtsschreiber gewälzt hatte, galt seine Beschäftigung diesem einen Mann; mit ihm hatte er gehadert und ihm jubelnd zugestimmt, bis er schließlich empfand: „Wer Cromwell studiert, der studiert die neue Zeit. Wer diesen versteht, hat einen Schlüssel zum Verständnis der andern gefunden.“ Wie Victor Hugo einst im Durchstöbern von Chroniken und Memoiren Cromwell aus einem königsmörderischen Fanatiker, einem großen Soldaten etwas ganz Neues und Beherrschendes geworden war, so war es auch Rodenberg gegangen. Aber nur allzusehr. Willibald Alexis hatte in dem größten seiner großen Romane, im „Cabanis“, Friedrich den Großen zum Augenpunkt des Ganzen gemacht und ihn doch nur ganz selten, in entscheidenden Stunden, auftreten lassen. Alles war auf den Helden der Geschichte ausgerichtet, die Handlung aber bewegte sich wirklich in jenem „unbekannten Publikum“. Gerade so hatte Alexis den vollen Hauch von Friedrichs Größe aufzufangen gewußt, er war damit auf den Bahnen Walter Scotts gegangen. Rodenberg aber war im Laufe der Dichtung das Heft entglitten, und in langen geschichtlichen Schilderungen unterbricht er die Handlung immer wieder, um nach seines Herzens Gelüsten ein einläßliches und vollständiges Bild Cromwells und jener für Englands Geschicke entscheidenden Zeiten zu geben. Rodenberg war sich bewußt, daß der historische Roman keineswegs unter anderem Gesetze steht als der Roman überhaupt. Aber er hatte gerade bei diesem, seinem Herzenswerk schließlich, wie geschichtliche Erzähler so oft, das von Adolf Stern so geistreich dargestellte Verhältnis von Brennstoff und Feuer vergessen. „Der historische Roman“, sagt Stern, „soll und darf nichts anderes sein, als ein Lebensbild, zu welchem sich der Dichter durch die Fülle der Empfindung und Anschauung gedrängt fühlt, er muß eine Handlung oder einen Konflikt, er muß Menschen darstellen, an die sich sowohl der Poet mit seiner eigenen Seele, als der Leser mit

seiner Teilnahme hinzugeben vermag, er muß mit einem Wort so viel rein Dichterisches (Menschliches) aufweisen, daß alles andere nur das Verhältnis des Brennstoffs zum Feuer hat. Die Flamme verzehrt die Scheite, und um die Flamme und die von ihr ausstrahlende Wärme handelt es sich!" Hier aber trat der Brennstoff immer nackter hervor, und wir vergessen im Verlauf des Romans nur zu oft die Menschen, mit denen wir leben sollen, über der geschichtlichen Welt, in der sie leben. Unleugbar ist Cromwell eindrucksvoll und mit Größe dargestellt, mit Recht lobt Konrad Ferdinand Meyer die gerechte Verteilung der politischen Gegensätze, aber um Cromwell und die Geschicke Karls und der Parlamente, um die Eroberung der englischen Freiheit kennenzulernen, bedurfte es keiner Romandichtung, dazu hätte ein Essay genügt.

In der „Neuen Sündflut" hatte es Rodenberg streng vermieden, eigene Erinnerungen einzuführen; hier tat er auch das und bettete mitten in die zeitgeschichtliche Schilderung das Gedenken daran, wie er selbst die historischen Stätten gefunden und empfunden habe. Alte Vorliebe ging mit ihm durch, wie denn auch für den Kenner seines Lebens in der Schilderung jüdischer Geschicke und Sitten die Teilnahme an Emanuel Deutschs Talmudstudien deutlich durchblickt.

Trotz solchen Mängeln hatte das Werk einen nicht unbedeutenden Erfolg, der freilich an den der „Neuen Sündflut" nicht mehr heranreichte. Das wird beim Betrachten der Zeitströmung, in die Rodenberg mit diesen beiden Werken hineingeraten war, verständlich. Jede der großen europäischen Nationen hatte sich ihren geschichtlichen Roman geschaffen, England durch Walter Scott, Deutschland durch Willibald Alexis, Frankreich durch Gustave Flaubert. Nun setzte sich überall im Anschluß an die große geschichtliche Dichtung ein geschichtlicher Bildungsroman durch, genau wie dem herben bürgerlichen Roman des Realismus eine breite bürgerliche Erzählung folgte. Bald nach Scott war Edward Lytton Bulwer mit seinen römischen Romanen aufgetreten und dann in weiterem zeitlichen Abstand eine neue Gruppe von Erzählern stark archäologischen Charakters, wie Charles Kingsley und Lewis Wallace. In Frankreich erschienen nach Flaubert und Merimée Erckmann-Chatrian und Cherbuliez. In Deutschland stand Rehfues neben Alexis, wie Bulwer neben Scott; dann hatte sich die leichte Erzählergabe von Rodenbergs Freund Georg Hesekiel an Alexis angerankt, und jetzt tauchte der neue geschichtliche Bildungsroman empor, von Georg Ebers, Felix Dahn, Karl Frenzel bis zu Adolf Hausrath und Alfred Dove hin. Mit dieser neu aufsteigenden Welle schwammen auch die beiden Rodenbergschen Romane — er hätte wohl das Zeug gehabt, aus innerer Neigung und alten Erinnerungen und Erfahrungen diese Straße weiter zu verfolgen. Er tat es nicht. Gereift und in herben Tagen ganz

zu sich selbst gekommen, der Heimat wieder eng vertraut, fand er den ihm gemäßen Boden und schuf in den Jahren, da er zum großen Herausgeber ward, auch seine beste, der Mode ganz ferne, darum auch sie überlebende Dichtung.

Achtes Kapitel

Die Grandidiers

„Nel mezzo del cammin di nostra vita“, eben über die Vierzig hinaus, begann Julius Rodenberg, den Plan eines neuen Romans auszuarbeiten. Weit hinter ihm lagen die Wanderjahre, deren Schauplatz auch der Schauplatz seiner ersten drei großen Erzählungen geworden war. Hinter ihm auch lag die alte engere Heimat. Er blieb ihr treu. Jeder Besucher aus der Grafschaft Schaumburg oder aus Hessen ward mit besonderer Wärme empfangen, jede Veröffentlichung aus der Landesgeschichte mit Eifer studiert, und die immer reicher anwachsende Bücherei enthielt einen nicht unbeträchtlichen Schatz hessischer Werke. Nicht ohne Wehmut hatte Rodenberg im Jahre 1866 den Dampfzug, der den letzten Kasseler Kurfürsten längs der Kommunikation von Berlin als Gefangenen zum Stettiner Bahnhof brachte, an sich vorüberfahren sehn; das Aufgehn Kurhessens in Preußen erschien ihm aber geschichtlich gerecht, und der Aufstieg Preußens zur deutschen Vormacht und des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reich erfüllte die Sehnsucht seines ganzen Geschlechts. So war er selbst zum Preußen und Jahr um Jahr mehr zum Berliner geworden, kannte sich in der Stadt mit ihren der Menge so fremden Reizen und ihrer Geschichte aus und mühte sich Jahr um Jahr, sie immer besser kennenzulernen. Kein Wunder, daß ihm, dem Verehrer von Chamisso und Alexis, ihm, dessen Mitarbeiter bald Verdy du Vernois, du Bois-Reymond, Fontane waren, die Schicksale der Französischen Kolonie in Berlin besonders nahetreten mußten. Auch die Hugenotten waren Preußen und Berliner erst geworden und hatten sich mit Erfolg bestrebt, gute Preußen und gute Berliner zu sein. Dabei vergaßen sie ihre französische Heimat so wenig wie Dingelstedt und Rodenberg die ihre; „ein Kurhesse“, sagt dieser in den Erinnerungen an jenen, „vergißt sein Vaterland niemals; er trägt es mit sich im Herzen, auch heute noch, wo es gar kein Kurhessen mehr gibt.“

Lange Jahre setzte Rodenberg an die neue Arbeit. Den Wechsel vom Salon zur Rundschau, die Mühen und Auf-

regungen der neuen großen Tätigkeit, schwere Erkrankung — alles das ging durch sein Leben, und immer wuchs die neue Dichtung mit. Am 15. November 1877 war sie endlich fertig, mit einem „Vollendungsgefühl ohnegleichen" legte Rodenberg die Feder aus der Hand. Fünf Tage später schrieb er: „Ja, geliebte Mutter, ich glaube, daß es mir endlich gelungen ist, das zu erreichen, wonach ich jahrelang gestrebt — jahrelang, und unter welchen Schmerzen, Kämpfen und zuletzt noch, ganz zuletzt, unter welchem schmerzlichen Entschluß der Resignation — das zu schildern will ich hier nicht unternehmen. Aber ich glaube wirklich, daß ich jetzt endlich etwas geleistet habe, womit wir zufrieden sein dürfen . . . Ich habe jetzt immer, selbst in dieser dem wehmütigen Rückblick geweihten Stunde das Gefühl, als ob der Boden mir unter den Füßen hinschwände, als ob ich fliegen solle —."

Mitten in das alte Berlin bettet Rodenberg die Handlung seines Romans, in ein Berlin, das damals noch stand, und dessen letzte Reste auch heute noch nicht verschwunden sind. Hier lebt die Familie Grandidier, Hugenotten, deren Vorfahren unter dem Großen Kurfürsten, flüchtig und vertrieben, in Berlin eingewandert und gastlich aufgenommen worden waren. George Grandidier hat es vom einfachen Hutmacher wieder, den Voreltern gleich, zum großen Hutfabrikanten gebracht und bewohnt in Neukölln am Wasser, im Herzen der Hauptstadt, an der Spree, im Angesicht der Parochial- und der Klosterkirche, ein schönes altes Haus, hinter dem sich die weiten Räume der Fabrik dehnen. Alles ist ihm wohl gelungen — nur der einzige Sohn bereitet ihm Schmerz. Er ist zum Künstler veranlagt und will sein Maltalent pflegen, anstatt in die väterliche Fabrik zu treten und so die Überlieferung fortzuführen. Nach unlustigen Pflichtjahren im alten Geschäftshause verläßt er die Eltern; heimlich hat er immer schon an seiner künstlerischen Fortbildung gearbeitet — jetzt geht er, denn es scheint ihm die letzte Stunde, nach Paris. Er lernt dort viel und kehrt, nach harten Entbehrungen seiner Sendung gewiß, gerade am Jahresfesttag der Kolonie heim. Aber George Grandidier weist den Sohn, der sein Selbstgefühl und seinen Familienstolz so schwer verletzt hat, ab. Erst nach langer Leidenszeit, nach inneren und äußeren Kämpfen macht er mit Eduard, der inzwischen ein hervorragender Künstler geworden ist, seinen Frieden und gibt ihm die Bahn frei.

Das — der Konflikt zwischen Vater und Sohn, Kaufmann und Künstler, Alter und Jugend — ist der Hauptzug der Dichtung; daneben und dazwischen läuft eine andere Handlung. George Grandidier hat während seiner Wanderjahre als Geselle in Paris die Beziehungen zu dem französisch gebliebenen Zweig der Familie wieder angeknüpft; sein bester Freund und Handwerksgenosse hat eine Tochter

dieses Hauses geheiratet. Als Grandidier von großem Unheil erfährt, das über die Verwandten und den alten, in Straßburg lebenden Freund gekommen ist, ruft er diesen mit Töchtern und Enkeln nach Berlin in sein Unternehmen, und in dieser kleinen Familie wird jetzt der große Kampf zweier Nationen und auch der Kampf der Elsässer nochmals durchlebt. Denn der Krieg von 1870 führt die eine Elsässerin in das heimatliche Straßburg zurück, sie fühlt ihre Zugehörigkeit zu Frankreich; und er versetzt Eduard Grandidier als preußischen Reserveoffizier unter die Belagerer und Eroberer der unglücklichen schönen Stadt. Über Tod und Verwundung, über die schweren äußeren und inneren Kämpfe hinweg kommt es schließlich zu neuer Verbindung und Versöhnung.

Das Thema hätte wiederum, wie die früher von Rodenberg ergriffenen, weitab vom Wege führen können — der gereifte Dichter ist auf der gesteckten Bahn geblieben. Wohl lebt in dem Buch das Berlin der sechziger Jahre ganz und gar, aber nicht durch lange Beschreibungen und geschichtliche Rückblicke, sondern als reicher Rahmen für die Gestalten der Dichtung; er hebt das Bild, statt es zu drücken. Unvermerkt zieht allmählich die Geschichte der Berliner Hugenotten herauf, wie von selbst schließen sich Häuser und Straßen der alten Stadt um uns zusammen, die Menschen leben mit ihrer Umgebung, sie tritt nicht anspruchsvoll für sich allein auf. Ob wir nun durch die Breite Straße zum Schloß oder über die Linden und die Friedrichstraße bis zum Kirchhof der französischen Gemeinde und über diesen selbst wandern, wir wandern doch immer mit den Menschen, um die es uns geht. Wir wandern auch mit ihnen auf Rodenbergs einstigen Wegen um und in das zerschossene Straßburg.

Und unter diesen Menschen steht George Grandidier obenan. Ein Berliner, mit jenem uns hier so oft begegnenden Einschlag leichterer französischer Art, betonter und bewußter Preuße und doch stolz auf seine Abkunft, von hingebender Dankbarkeit gegen die neue deutsche Heimat seiner Familie und gegen die Hohenzollern, die sie einst ins Land riefen. Rechner, Kaufmann, Bürger dieser Welt und doch von den idealen Werten einer ehrenhaften und großen Überlieferung durchdrungen, stolz auf den alten reinen Namen seines Hauses, dann aber auch, wie so oft Männer, die sich schwer emporgearbeitet haben, eigensinnig, dem Widerspruch schwer zugänglich und deshalb dem geliebten Sohn gegenüber hart bis zur Grausamkeit. Schließlich überwindet ihn nicht dessen äußerer Erfolg. Daß die Gemälde ihm Ruf und Ruhm gewinnen, läßt George Grandidier kalt; aber ihn erschüttert in aller Selbstverhärtung der große Drang zur allgemeinen Sache, der das ganze Volk in den Opfertagen des Jahres 1870 erfaßt. Namenlos schwer wird dem starken Mann seine Selbstüberwindung; nicht als Eduard auszieht, gibt ihm der halb

schon Gewonnene die Hand; erst dem bewährten Kämpfer draußen, dem Verwundeten, um dessen Leben er gezittert hat, tritt der Vater als ein Besiegter, nun aber freilich auch als ein Abbittender entgegen.

Um diese Hauptgestalt des Buches stellt Rodenberg eine Fülle anderer, bei bescheidenerem Raum nicht minder charakteristischer. In jedem Sinne dicht neben dem Gatten steht da Frau Luise Dorothee Grandidier geborene Schnockel, eine Berlinerin von reinstem Wasser, kleinbürgerlich trotz dem Reichtum des Hauses, dem Eheherrn gegenüber immer im Schatten, ihm aber doch unentbehrlich, mütterlich, liebevoll, einfach. Die Töchter und Schwiegersöhne des Hauses, der behäbige und heitere Kaufmann, selbst ein Kolonist, und der steife Königliche Kanzleirat. Ihnen gegenüber der französisch-elsässische Zweig, Matthias Glöcklin, in dem das Schicksal der Grenzmark noch einmal persönlich durchkämpft werden muß, und seine beiden Töchter, die begeisterte Französin Helene und die deutsche Elsässerin Bärbel. Zwischen den Familien Eduard, weicher, minder erdenschwer als der Vater und zum letzten Schritt erst entschlossen, als er seiner Begabung sicher und gewiß ist, daß ihre Unterdrückung und die Tätigkeit im ungeliebten, erzwungenen Beruf ihn zerbrechen müßten.

In Haus und Fabrik lebt noch manche Gestalt, auch sie nicht nur als Zutat und Folie, sondern durchaus von eignen Gnaden. Die Rolle des Mittlers aber, wie wir sie seit Goethe kennen und nennen, spielt ein alter Achtundvierziger, der Oberst Scharf, auch ein zum Berliner gewordener Kurhesse, ein Mann, dem es nur in der Aufregung mannigfacher Geschäfte politischer und persönlicher Art wohl ist, von altfränkischem Äußern und seltsamsten Lebensgewohnheiten, aber in dem Berlin jener Jahre völlig am Platze, ein Original aus engeren Zeiten. Er ist mit dem Mund immer vorne weg, aber bei allem Bramarbasieren ein gutmütiger, nicht aus dem Gleichgewicht zu bringender Berliner und hat das Glück, stets recht zu behalten, auch in dem, was er anderen kleinstaatlichen Neuberlinern und Mußpreußen über den Revolutionär Bismarck sagt.

Ein Hauptkennzeichen des Werkes ist Liebenswürdigkeit. Rodenberg biegt dem Kampf nicht aus, aber eine herzliche Wärme und erzählerische Anmut geben allem einen besonderen Ton, gerade den Ton, den diese französische Siedelung von guter, alter Herkunft besitzt; ihn hatte das geschlossene bürgerliche Berlin jener Tage ererbt und noch nicht in der Hast der Gründerjahre nach dem Kriege verloren. Nicht nur der alte Oberst in partibus infidelium, dessen Original, der Oberst Rasch, Rodenberg wohl vertraut gewesen war, sondern vieles andere lebt in einem Sonnenstrahl feinen Humors. Und Rodenberg steigert sich bis zu so eindrucksvoll ergreifenden

Bildern, wie dem des alten Grandidier auf dem Kirchhof der Kolonie an der Chausseestraße. Mitten im Kampf mit sich und unter den schon emporzüngelnden Flammen des Krieges wandert der Alte zwischen den Ruhestätten der Ahnen, der Stammverwandten umher, die alle Preußen geworden sind.

„Der Friedhof war wie ein Garten in seiner Sommerpracht, und der Glanz der niedergehenden Sonne ruhte darauf. Ein breiter Weg unter hohen, alten Bäumen führt hindurch, und schmalere Seitenpfade zweigen sich ab. Einer — Herr Grandidier kannte ihn wohl und schlug ihn jetzt ein — leitete zu den Gräbern seiner Eltern. Die Hügel waren bemoost und eingesunken; eine Trauerweide von besonderer Schönheit — er hatte vor vielen Jahren den Setzling aus Charenton mitgebracht, von dem letzten Rastplatz der deutschen Grandidiers in Frankreich — ließ ihre Zweige darauf niederhängen. Mit ihrem schleierartigen Grün umfingen sie halb ein schwarzes Holzkreuz, auf welchem in weißer Schrift geschrieben war:

Ici reposée en Dieu
Alphonse Grandidier . . .

Dann, nach Angabe des Geburts- und Sterbejahres, hieß es weiter in französischer Sprache — gleichsam die heilige Sprache der Kolonie —, daß Alphonse Grandidier, dessen Vorfahren mit den ersten Refugiés von dem Großen Kurfürsten aufgenommen worden seien und hier ein neues Vaterland gefunden hätten, die Schuld seiner Dankbarkeit bezahlt habe, indem er es in den Kriegen von 1813 und 1814 habe verteidigen helfen und mit seinem siegreichen Souverän Friedrich Wilhelm dem Dritten, in Paris eingezogen sei.

Dies war das Grab seines Vaters, daneben war das seiner Mutter, und dann kam eine leere Stätte mit einem Holztäfelchen und der Inschrift „Reservée“. Dieser Platz war für ihn selber. Er betrachtete ihn mit einer gewissen wehmütigen Innigkeit, wie etwas, das schon zu ihm gehörte, und das man ihm nicht mehr rauben könne. Er sah schon den Hügel sich wölben und den Grabstein darauf. Was aber würde man auf diesen Stein schreiben? Was konnte man von ihm und seinem Leben sagen? Rings waren viele prächtige Monumente, Denkmäler von Erz und Stein, und auf allen schimmerten die Namen von Männern und Geschlechtern, die sich entweder im Frieden dem neuen Vaterlande nützlich oder im Kriege um dasselbe verdient gemacht hatten. Hier von dem Marmor eines Predigergrabes leuchteten vor allen anderen die Worte: L'église française du refuge“; dort auf dem Denkstein eines Generals las man, flammend im Abendgold, nur den einen Namen: „Waterloo“ — wie wenn auch die Toten in dieser feierlichen Stunde die Zeichen geben wollten, deren sie allein

noch fähig. Wie auf einer Insel Frankreichs befand man sich hier, aber losgerissen von der Muttererde und schwimmend in einem fremden Elemente. Wie viele von denen, die hier ruhig schlummerten, mochten Ähnliches vor ihm empfunden haben. Aber keiner — nein, gewiß keiner von allen hatte solch ein Gefühl der Zerrissenheit, wie Herr Grandidier jetzt an dem Grabe seines Vaters."

Eine besondere künstlerische Feinheit eignet dem Roman: Rodenberg hat gewissermaßen als Blickpunkt das Denkmal des Großen Kurfürsten hineingesetzt. Wie in des Willibald Alexis' „Roland von Berlin" das alte Wahrzeichen der Stadt zugleich Mittelpunkt und Symbol für die Handlung abgibt, so wird hier Schlüters Erzbild Friedrich Wilhelms auf der Langen Brücke, wie es mitten im brandenden Leben beherrschend in Sonne und Dämmerung ragt, zum Sinnbild dieser Familiengeschichte, die nur einmal, beim Verlöbnis zwischen Eduard Grandidier und Barbara Glöcklin, ein wenig vom schlicht Natürlichen ins Empfindsame abgleitet.

Die „Grandidiers" erschienen zuerst in der Romanbeilage zu Über Land und Meer, dann als Buch. Das Vollendungsgefühl hatte nicht getrogen — es blieb dem Dichter als innerer Besitz. Und jetzt ward ihm ein überwältigender Erfolg. Wilhelm Scherer, Louis Ehlert, das Haus Olfers — alle waren des Lobes voll. In der Französischen Kolonie hielt der Prediger Neßler einen Vortrag über das Werk, in Gesellschaften ward Rodenberg mit Fragen bestürmt, welches denn das Grandidiersche Haus in Neukölln am Wasser wäre, und einmal mußte er eine Verehrerin des Buchs im Wagen durch Berlin an alle Stätten der Grandidiers führen. Otto von Leixner rühmte, daß noch keinem heimischen Schriftsteller die Verwertung jener an Freuden und Schmerzen, an Jubel und Tränen gleichreichen Zeit um 1870 so gelungen sei wie Rodenberg; er machte darauf aufmerksam, daß in den „Grandidiers", obwohl sie in der Französischen Kolonie spielten, wieder einmal das deutsche Wesen zu vollstem, klarstem Ausdruck gelange. Karl Frenzel sah die künstlerische Bedeutung der neuen Dichtung vor allem in den Berliner Schilderungen, den Familiengemälden, die den „Grandidiers" auch für die Folgezeit einen schwer zu beschreibenden, aber jeden Leser hold bestrickenden Reiz verleihen würden. August Lammers hob hervor, daß keine Figur, kein Auftritt, ja kein Ton aus dem reinen und doch frischen Element herausfiele, worin das Ganze getaucht sei. Deutsche wie englische Beurteiler erinnerten immer wieder an „Soll und Haben". Georg Brandes rühmte in der Londoner Academy den vornehmen und zarten Humor und das vaterländische Pathos als die Schlüsselnoten des Werkes, und die Rivista Europea schloß ihre lange und warme Besprechung mit der Hoffnung, daß das Buch, dessen Übersetzung ins Französische und Englische be-

vorstände, bald auch italienischen Lesern in ihrer Sprache zukommen möge; der Roman ward denn auch, wie in diese drei Sprachen, so auch ins Holländische übertragen.

Friedrich Kreyßig zog nicht nur den Vergleich mit „Soll und Haben"; er schrieb weiter, seit diesem Werk und Reuters „Stromtid" habe kaum eine poetische Darstellung deutscher zeitgenössischer Menschen und Dinge wieder ein gleiches Gefühl reiner Freude und geistiger Gesundung hinterlassen. Er unterstrich besonders die „ebenso taktvolle und besonnene, als warme und tief gefühlte Behandlung des historisch-patriotischen Hintergrundes". Er stellt dem die Zeitromane des letzten Jahrzehnts gegenüber und ist Rodenberg dankbar, daß die Streberei rechts und links, gleich schädlich für Kunst und Leben, ihm weltenfern sei. Brieflich fügte Kreyßig den Dank für Erquickung und Auferbauung hinzu und betonte den doppelten Frieden und Zauber der schönen Form und der reinsten, schönsten Güte und Menschlichkeit.

Wärmste Zustimmung sandte der im Loben spröde Gottfried Keller. Er nannte die Dichtung einen guten Berliner Musterroman und hob die „gediegene Simplizität" der Arbeit hervor, die allem Straßenlärm abhold sei. „Ich habe den Roman in einem Zuge ausgeschlürft und mich anderthalb Tage daran geletzt." „Ich gratuliere", schrieb er Frau Justina, „dem Herrn Julius, Ihrem Rodenberger, von ganzen Herzen zu der tüchtigen und reifen Arbeit, die als Familiengemälde, als historischer Roman und als Zeitbild überall gleich typisch ist." Besonders gelungen schien ihm die Gestalt der Helene als Verkörperung des elsässisch-französischen Wesens. Alles sei menschlich, aber ehrlich, und nur da werde es ihm ganz behaglich.

Keiner war berufener, über die „Grandidiers" zu urteilen, als Theodor Fontane, der Kolonistenenkel, der damals selbst zum märkischen Romandichter wurde. Er zog zunächst einen Vergleich mit Willibald Alexis' „Cabanis", einem von Rodenbergs Lieblingsbüchern. Und Fontane stellt fest, daß eine romantische Kaprize, die bei Alexis stark mitklinge, in den „Grandidiers" völlig fehlt. „Rodenberg ist überall dichterisch, aber nur ausnahmsweise romantisch und niemals romantisch-kapriziös" — für den, der einst als Spätromantiker begonnen hatte, ein hohes Lob. Fontane rühmt den überaus kunstvollen Aufbau des Romans und die „allergeschickteste Hand", mit der der Verfasser zwei Nebengeschichten in die Hauptgeschichte verflochten habe (nämlich die Pariser und Elsässer Geschicke in die der Berliner Grandidiers). Er findet sich durch jede neue Gestalt, von George Grandidier bis zu Helene, gefesselt und hebt hervor, daß ihm selbst Mitspieler dritten Ranges, wie die Bedienten des Grandidierschen und die Bewohner des Scharfschen Hauses durch ihre scharfe Zeichnung einen Eindruck gemacht hätten. Nicht so ganz ist

er mit dem Obersten selbst einverstanden, er scheint ihm nicht apart genug durchgeführt zu sein. Mit um so vollerer Zustimmung umfaßt er die überall mitgehende Schilderung Berlins: „Unsere Villenstraßen im Mai, wenn die Kastanien blühen, Neukölln am Wasser, wenn drüben die Häuserfronten in tausend Lichtern schimmern, die Lange Brücke, wenn der Vollmond über dem Reiterbilde des Großen Kurfürsten steht und durch die nächtlich stillen Stadtviertel nur noch die ‚Singuhr‘ ihre fromme Weise spielt — alles dies, und viel anderes noch, ist nie schöner, lebendiger und wirkungsvoller geschildert worden. Und wie die Liebe zum Ort diese Schilderungen diktierte, so diktierte die Liebe zum Lande das ganze Buch. Es geht ein patriotischer, und wenn dies Wort keinen guten Klang haben sollte, ein schöner Dankbarkeitszug durch alles, was hier zu uns spricht, eine freudige Anerkennung dessen, was dieses Preußen, seine Fürsten und sein Volk für Deutschtum und Freiheit, vor allem aber für die Freiheit der Gewissen getan haben. Es tut wohl, den alten Grandidier in begeisterten Worten das Lob des Großen Kurfürsten verkünden zu hören, denn in diesem und anderem (das empfindet man wohl) spricht der Verfasser aus sich selber mit.“ Fontane führt eine Stelle aus dem letzten Buch des Romans an: „Wer könnte der Tage von Saarbrücken bis Sedan gedenken, ohne noch einmal im Innersten warm zu werden? Was nachher geschah, das geschah im Gefühl der unerbittlichen Pflicht; aber bis hierher hatte der Genius der Nation sie, gleichsam im Jugendglanze strahlend, in aller Schönheit des Heldentums und vor den Augen der bewundernden Welt von Sieg zu Sieg und von Herrlichkeit zu Herrlichkeit getragen.“ Theodor Fontane fügt dem Zitat das Urteil hinzu: „Jene großen Augusttage haben noch keinen prägnanteren und zugleich wahreren Ausdruck gefunden.“ Wir aber empfinden erschüttert, wie sehr diese Rodenbergschen Sätze auch für die Augustwochen des Jahres 1914 gelten könnten.

Neuntes Kapitel

Die Deutsche Rundschau

Das Deutsche Magazin, Rodenbergs erste selbständige Zeitschrift, war nach dem Plane des Verlegers Seehagen ein Familienblatt. Den Inhalt sollte hauptsächlich die Erzählung bestreiten, alles andere erschien als freundliches Beiwerk. Zu dieser von vornherein festgestellten engen literarischen

Umgrenzung kam als zweite Schranke der schmale geldliche Voranschlag, der sich nicht wohl überschreiten ließ. Von vornherein mußte Rodenberg deshalb einen großen Teil des Inhalts selbst beisteuern. So ist denn hier die „Straßensängerin von London" mit einer Reihe gut gemeinter Bilder zuerst ans Licht getreten, und ihr folgten eine Kette von Londoner Szenen und holländischen Schilderungen aus dem reichen Schatz der eignen Erinnerung. Den Romanbedarf deckten dann Rodenbergs Freunde Georg Hesekiel und Karl Frenzel, beide mit geschichtlichen Erzählungen; neben sie traten mit kleineren Novellen ältere Erzähler wie Gustav vom See und Heinrich Smidt, auch die beliebte Charlotte Birch-Pfeiffer und Hans Christian Andersen. Die Lyrik der Zeit fand durch Kinkel, durch Julius Sturm, Julius Grosse und Rudolf Gottschall, einmal auch durch ein ergreifendes kleines Lied Emanuel Deutschs ihre Vertretung, und den Rest der Hefte füllten allerlei belehrende Mitteilungen über neue Entdeckungen, technische Erfindungen und dergleichen. Es war ein tastendes Vorwärtsgreifen mit Hemmungen an allen Ecken und Enden.

Ein wenig freier konnte Rodenberg sich im Salon bewegen. Hier fielen ihm Novellen von Paul Heyse und Wilhelm Jensen, von Emmy von Dincklage und Adolf Stern, von Gustav zu Putlitz und Adolf Wilbrandt zu. Er warb um den fruchtbaren und unterhaltsamen Karl von Holtei, brachte allerlei farbige Erinnerungen des alten „Vagabunden" und erntete von ihm die Anrede: „Holdseligster aller nur ersinnlichen Redakteure!" Klaus Groth sandte den kostbaren Schlußteil seines „Jungsparadies", „De Höder Moel", Hermann Lingg historische Balladen. Theodor Fontane sollte nicht nur mit solchen erscheinen, ihn regte Rodenberg zu einem Aufsatz über Walter Scott an; Fontane dankte ihm für die Gelegenheit, über seinen „Lieblingsdichter — noch mehr Lieblingsmenschen" schreiben zu dürfen, und ließ alsbald eine bedeutende Charakteristik von Willibald Alexis folgen. Der Salon druckte auch schon je eine Novelle von Theodor Storm und Rudolf Lindau. Daneben geht auch hier eine Fülle von kleinen Aufsätzen aller Art, Erinnerungen, Ausstellungsberichten. Man fühlt dem Ganzen ernsthafte Arbeit und Bemühung an, aber es fehlt der einheitliche Zug, es fehlt auch, von einigen Ausnahmen, wie Alfred Woltmann und Karl Mendelssohn-Bartholdy abgesehen, den wissenschaftlichen Beiträgern die volle wissenschaftliche Höhe, es war alles stark auf den Leserkreis des Verlegers abgestellt, der neben dem Salon eine so ganz dem einfachsten Lesebedürfnis dienende Zeitschrift wie Das Neue Blatt herausgab.

Die Deutsche Rundschau sollte in jedem Betracht ganz etwas anderes werden. Die Pflege des Romans, vor allem aber der Novelle, verstand sich von selbst; lebten doch damals noch, zum Teil in rüstigster Schaffenskraft, alle die Meister,

denen die deutsche Erzählung ihren hohen Aufschwung und die volle Beherrschung des Lebens seit dem Abebben der Tendenzkunst verdankte. Aber Roman und Novelle sollten den übrigen Inhalt nicht überwuchern, sich ihm vielmehr zu rundem Bilde eingliedern. So hat von Anfang an, in jedem Heft — und Rodenberg hat ihrer 480 redigiert — nur eine Novelle oder bei längeren Dichtungen einer ihrer Abschnitte Platz gefunden, der übrige Raum war anderer Spiegelung von Staatsleben, Wissenschaft, Kunst gewidmet.

Die Beengung durch Aufgabe und Mittel in den beiden früheren Zeitschriften war nun, in der Zusammenarbeit mit den neuen wagemutigen Verlegern, gesprengt. So konnte Rodenberg ungehindert Umschau halten und hatte bald genug die Wahl. In den ersten sieben Rundschau-Jahren hat er 2103 Handschriften geprüft, von denen 867 zum Druck gelangten, 1236 den Einsendern zurückgegeben werden mußten. Das erste Manuskriptbuch begann mit dem Namen Berthold Auerbachs, das zweite mit dem Konrad Ferdinand Meyers. In diesen beiden Namen liegt auch bereits eine Andeutung für den literarischen Umkreis, den die Rundschau zunächst umschrieb. Von den ersten Vorboten des neuen Realismus lebten nicht mehr viele, und auch Rodenbergs Freunde aus der neuromantischen Jugendzeit waren zum großen Teil tot, oder ihr Schaffen war matt geworden. Zweimal ist Berthold Auerbach noch in der Rundschau aufgetreten, zweimal auch Otto Roquette, dessen Kraft immer schwächer geworden war, öfters Gustav zu Putlitz. Von Louise von François, die dem Salon zwei anmutige Reiseskizzen geschenkt hatte, konnte Rodenberg zu seiner besonderen Freude noch ein Werk, den prachtvoll zusammengefaßten kleinen Roman „Der Katzenjunker" erwerben, und wie ein Nachhall aus ferner Zeit erklang noch einmal aus einer italienischen Novelle die Stimme Karl Gutzkows. Nun aber erntete Rodenberg von denen, die die Höhe der realistischen Entwickelung beschritten. Gleich im ersten Heft stand neben Berthold Auerbach Theodor Storm, und in den vierzehn Jahren bis zu seinem Tode sind nicht weniger als ein volles Dutzend seiner Erzählungen in der Rundschau hervorgetreten, darunter Stücke von der herben Süße und der tiefen Wehmut der „Söhne des Senators" und „Aquis submersus". Fast ebenso oft ist Rudolf Lindau zu Worte gekommen, hier zuerst ist seine sprichwörtlich gewordene Geschichte von der kleinen Welt, hier seine ergreifende Spätnovelle „Ein ganzes Leben" erschienen. Von Paul Heyse brachte Rodenberg neben Sonetten und Terzinen die schönste der Troubadour-Novellen „Die Dichterin von Carcassonne", eine lange Reihe anderer Geschichten, die Jugenderinnerungen, Meisterübersetzungen aus dem Italienischen. Und bald trat der Dichter in den Kreis der Rundschau, dem Rodenberg einst bei Dunckers begegnet war, von dem er mit Freiligrath in

London lange bewundernd gesprochen hatte: Gottfried Keller, der, des Staatsamts ledig, späte Ernte in die Scheuer brachte. Gleich nach dem Scheiden aus der Stellung eines Züricher Staatsschreibers war Keller an die Zusammenfügung eines der Vaterstadt gewidmeten Novellenkranzes gegangen. Säumig in der Niederschrift des innerlich Geschauten, verzögerte er immer wieder die Rundung des Werkes. Da war es Rodenberg, der stets aufs Neue, mahnend, bittend, ja drängend und beschwörend, auch wieder schmeichelnd und lobpreisend das Wort aus der Feder und die Handschriften aus dem Schubfach zu locken verstand. In unermüdlicher Geduld — denn er war sich wohl bewußt, mit wem er es hier zu tun hatte — bat und warb er, kam über manche Enttäuschung, wenn das Manuskript ausblieb und die Fortsetzung eines schon gedruckten Teils vertagt werden mußte, hinweg und hat so nicht nur für die Rundschau, sondern für die Nachwelt Kellers Spätwerke gerettet. „Ihm kommt", so stellt Kellers Biograph Jakob Bächtold fest, „das große, nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst zu, daß er Kellers Schriftstellerfleiß angefacht und dessen alte Unlust etwas fertig niederzuschreiben auf kluge Weise besiegt hat." „Man darf wohl sagen", fährt Bächtold fort, „daß ohne Rodenbergs diplomatisches Geschick „Das Sinngedicht", vornehmlich aber „Martin Salander" kaum zustande gekommen wäre." Der „verehrte Freund und Obmann", wie Keller als „Beisasse der Rundschau-Innung" Rodenberg anredet, muß beruhigen, wenn dem Dichter die Erfindung im Sinngedicht als zu leer und skurril erscheint, oder er doch befürchtet, daß sie andern so erscheinen könnte; er muß trösten, wenn zu beklemmender Prüfung für Redakteur und Verlag Altersbeschwerden weitere Sendung von Manuskript hindern. Aber dafür darf er jubeln, da er die ersten Seiten von Kellers Abschiedswerk empfängt: „In hellem, klarem Sonnenschein und bei blauem Himmel ist „Martin Salander" (p. 1—54) hier eingetroffen, und mir wird gar seltsam feierlich zumute, indem ich zuerst vor vielen andern Sterblichen diesen Namen aussprechen und schreiben darf, der bald im Munde Tausender sein wird."

Rodenberg war nicht nur der Anreger, er ward auch der Mitarbeiter seiner Beiträger. Im Jahre 1877, mitten in den Verhandlungen mit Keller, hatte er mit dem andern Züricher angeknüpft, den die Einigung Deutschlands aus zwiespältigem Gefühl ganz auf die deutsche Seite hinübergelenkt hatte, mit Konrad Ferdinand Meyer. Er warb um ihn und erlangte als ersten großen Beitrag den Roman „Der Heilige", ein Werk aus der Rodenberg vertrauten englischen Vorzeit. Wie für Keller war auch für Meyer die erste Kritik des Handschriftlesers eine Erleichterung, und von da ab machte er ihn zum Vertrauten neuer Pläne. Rodenberg war sich nicht ohne Stolz bewußt, daß es wenige Novellisten gab, die für die Rundschau

zu schreiben imstande waren; desto fester hielt er an Meyer. Auch hier gibt es manche Enttäuschung, aber immer wieder wird sie überwunden. Als Meyer zu Luthers vierhundertstem Geburtstag sein packendes Lutherlied für die Rundschau schrieb, wird gemeinsam gefeilt und überlegt, so daß Meyer dem jetzt lieben, bisher nur verehrten Freund, schreibt: „Wir machen zusammen ein gutes Lutherlied." Nichts mehr von Konrad Ferdinand Meyer geht in die Rundschau ein, ohne in vielfältigem Hin und Her erwogen, durchgesprochen, abgewandelt zu sein. „Die Hochzeit des Mönchs", „Gustav Adolfs Page", „Die Richterin", „Angela Borgia" und nicht nur diese gelangen in die Rundschau, bevor sie als Buch hinauswandern. Zumal dies letzte Werk tat es Rodenberg an, und sein Zuspruch ward Meyer, der eben vor schwerstem Zusammenbruch stand und sich ganz einsam fühlte, große Freude und Aufrichtung.

Zuspruch und Aufrichtung empfing von Rodenberg eine Dichterin, die gleich Meyer spät in die Zeit reifer Schaffenskraft gelangt war, Marie von Ebner-Eschenbach. Im Jahre 1875 hatte Rodenberg zuerst an sie geschrieben, ihre Erzählungen gerühmt und im Laufe des angesponnenen Briefwechsels um einen Beitrag gebeten. Vier Jahre vergingen, da sandte Marie Ebner ihren Roman „Lotti die Uhrmacherin", und Rodenberg öffnete die Tür der Rundschau weit für dies Werk, dessen Aufnahme in seine Zeitschrift die Verfasserin als Erfüllung ihrer kühnsten und ehrgeizigsten Wünsche empfand. Und so ist Marie von Ebner-Eschenbach nicht weniger als vierundzwanzigmal im Laufe der langen Jahre in der Rundschau aufgetreten. Hier zuerst hat ihr „Gemeindekind" zu den Lesern gesprochen, hier manche ihrer meisterlichen Dorf- und Schloßgeschichten, hier viele ihrer scharf geprägten Aphorismen. Aber freilich — und das adelt den Verkehr Rodenbergs mit seinen Dichtern — auch über gebotene Ablehnung hinaus blieben sie vereint und ohne Zwiespalt. Wie er Paul Heyse manche Novelle zurückgab, so mußte er auch Marie von Ebner-Eschenbach schon den zweiten Beitrag, die „Margarete" zurücksenden, weil die Erzählung trotz glänzender Technik für die Rundschau nicht geeignet sei; „das ist das Peinliche meiner Stellung, selbst denen, die man verehrt, zuweilen wehe tun zu müssen." Aber ebenso freimütig und ohne Empfindlichkeit antwortete die Dichterin. Sie spürte gerade in der Art der Ablehnung Freundschaft und Güte und blieb der Rundschau durch alle Jahre treu, blieb auch für jeden Wunsch sprachlicher oder stilistischer Änderung zugänglich. Als sie dem Herausgeber der „Lotti" eine Uhr aus ihrer Sammlung geschenkt hatte, empfand sie sich durch seinen Dank verwöhnt. Sie sandte ihm, der jene nicht mehr aus der Tasche ließ, zum siebzigsten Geburtstag eine zweite Uhr und nannte ihn den immer Getreuen, den Förderer und Beschützer ihrer geistigen Kinder.

Marie von Ebner-Eschenbach war Rodenbergs Altersgenossin, wie Heyse, wie Rudolf Lindau. In der Zeit, da deren Erzählungskunst in die Spätreife trat, begann für den älteren Theodor Fontane eine neue reiche Schaffenszeit. Er hatte die Rundschau gleich bei ihrem Erscheinen freudig begrüßt — nun, als sie schon sechzehn Jahre bestand, wurde er ihr Mitarbeiter. „Unwiederbringlich", „Frau Jenny Treibel", „Effi Briest" sind zuerst auf ihren Seiten erschienen, und der fast sagenhaft gewordene Tunnel über der Spree erfuhr durch Fontanes Erinnerungen zum Ergötzen vieler, im Jahre 1896 noch lebender „Klassiker" und „Makulaturen" eine fröhliche Urständ.

Rodenberg mußte aber auch unter dem jüngeren Geschlecht Umschau halten, wenn die Rundschau frisch bleiben sollte. Da ging ihm im sechsten Rundschau-Jahr von einem ihm als Dichter ganz unbekannten Manne, namens Hans Hoffmann, eine italienische Novelle zu. Durch die Reife und den Reiz der Arbeit überrascht, bat er den Verfasser zu sich, von dessen Reiseschilderungen ihm Max Maria von Weber gesprochen hatte. Nachdem Hoffmann die Selbständigkeit der Arbeit versichert hatte, öffnete Rodenberg dem freudloser Lehrtätigkeit Entwichenen das Tor des Erfolges. Sechsundzwanzig Novellen Hans Hoffmanns, darunter das geschichtliche Meisterstück vom Hexenprediger, sind in der Rundschau erschienen. Auch für ihn ward Rodenberg zum kritischen Mitarbeiter; tief dankbar erkannte Hoffmann „die eingehende Teilnahme an, die Sie", so schrieb er an Rodenberg, „mir durch Ihre scharf treffende Kritik bekunden. Möchte ich doch fast Reue empfinden, Ihnen dergleichen zugemutet zu haben, wenn ich mir nicht so großen Vorteil für mich und meine Ausbildung von Ihren Bemerkungen verspräche." Fünf Jahre später trat ein anderer Sohn der vierziger Jahre in den Rundschau-Kreis: Ernst von Wildenbruch. Zwölf seiner Erzählungen nahm Rodenberg auf, darunter die vier klassischen Stücke aus der Welt des Kindes: „Kindertränen", „Neid", „Das edle Blut" und „Vice-Mama". Wer sich hinter den Decknamen Adalbert Meinhardt und Ossip Schubin verbarg, wußte Rodenberg nicht, aber er erkannte das Talent und brachte von beiden Schriftstellerinnen, die sich erst später zu erkennen gaben, eine Reihe Romane und Novellen, bis das Talent der einen unergiebig ward und das der andern verwilderte. Auch an den ersten Gaben von Ilse Frapan erlebte er Freude und genoß ihre herzhafte Art, den Dingen zu Leibe zu gehn; ihre Hamburger Novelle „Altmodische Leute" stand zuerst in der Rundschau, und viel später noch brachte sie, nach zahlreichen andern Erzählungen, kurz vor dem tragischen Ende der Dichterin deren starke Skizze „Die verfluchte Stelle". Die Schulung an Heyse mit dem Klang einer jüngeren, selbständigen, großen Dichterbegabung erwiesen die Novellen von Isolde Kurz.

Mit vollen Segeln war die Rundschau zuerst einhergefahren — als in den achtziger Jahren der Umschwung unserer Literatur begann, erlebte sie schwerere Zeiten. Die Kunst der Novelle versiegte allmählich. Die Zahl der neuen Talente, die mehr als Experimente boten, war zunächst gering, und dem Ausland, dessen Einfluß nun mächtig stieg, stand Rodenberg bei dem ausgesprochen deutschen Charakter seiner Zeitschrift abwartend gegenüber. Neben Salvatore Farina hatte er dessen Landsmännin Grazia Deledda öfters in der Rundschau zu Worte kommen lassen. Turgenjew (gelegentlich Gast in der Redaktionsstube) ist noch mit drei Novellen aufgetreten, und von den Nordländern erschienen Jens Peter Jacobsen, Holger Drachmann, Per Hallström, Björnson, der schon am Salon mitgearbeitet hatte, einmal auch Strindberg und am häufigsten der viel zu wenig bekannte Alexander Kielland. Die neue Kunst des Naturalismus lag Rodenberg wie seiner Generation fern. So wenig es seinen jüngeren Mitarbeitern gelang, ihn mit der neuen impressionistischen Malerei zu befreunden, so wenig konnte er sich zu der neuen Literatur ein Herz fassen, und sie wie Fontane einfach hinzunehmen, weil die Jugend nun einmal „dran" war, konnte er sich nicht entschließen.

Tolstois „Macht der Finsternis" hatte ihm großen Eindruck gemacht, er fand das Drama nicht ohne gewaltig hinreißende Momente. Aber er ließ dieses Werk als Ausnahme gelten und erkannte das Recht auf solchen Stil nur wirklich großen genialen Naturen zu. „Wehe, wenn die Kleinen, nicht Ursprünglichen sich daran machen und nachahmen." Er rühmt den Ernst und die unleugbare Kraft in Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" und nannte den Dichter sieben Jahre später einen Poeten von tiefem Blick in das geheime dämonische Walten der Natur. Frenzels unmutige Abwendung von der neuen Literatur ging ihm zu weit — aber die nackte Darstellung sittlicher, geschlechtlicher, gesellschaftlicher Probleme durch den Naturalismus im ganzen lehnte auch er und erst recht für die Rundschau ab. Erst Erich Schmidts freundschaftlichem Drängen, dem Einfluß des kritischen Mitarbeiters Wilhelm Bölsche, vor allem Alicens zähem Einfluß und verständigem Urteil gelang allmählich eine Umstimmung. Mit einer Novelle Max Halbes begann er (der erste Schritt nach links, neckte Schmidt) und öffnete dann langsam die Rundschau jüngeren Erzählern, die ohne stilistische Übertreibungen den geschichtlichen Anschluß an die letzte Generation fanden. So gewann er den spröde schaffenden Schweizer Walther Siegfried, er erwarb das letzte Werk des früh abberufenen Wilhelm von Polenz, er zuerst erschloß in Helene Böhlau, einem neuen bedeutenden und ganz eigenartigen Talent, die Pforte für eine lange Reihe ihrer schönsten Geschichten. Nach ihr kamen Ricarda Huch, Anselma Heine,

Beate Bonus, Helene Voigt-Diederichs, U. Carolina Wörner, Lulu von Strauß und Torney, Helene Raff zu Wort. Drei so verschiedene Begabungen wie Klara Viebig, Lili du Bois-Reymond, Gertrud Prellwitz konnten im gleichen Rahmen zur Geltung gelangen. Wie Irene Forbes-Mosse, so ward auch ihre Schwester Elisabeth von Heyking (geborene Gräfin Flemming) Mitarbeiterin. Die Enkelin Bettinas, die Nichte Herman Grimms, hatte, von Rodenberg mannigfach beraten, mit ihrem namenlos erschienenen Roman aus der chinesischen Fremdenverfolgung „Briefe, die ihn nicht erreichten" einen großen und berechtigten Erfolg erzielt; ihre späteren Schöpfungen gab sie zuerst der Rundschau. Erzähler wie Georg von Ompteda, Ernst Heilborn, Karl Busse, Georg Hirschfeld lösten allmählich die Verstorbenen ab. Zum viertenmal aber verband sich Rodenberg einen Schweizer in Ernst Zahn. Elf seiner Erzählungen druckte er und hatte noch einmal, wie in der großen Novellenzeit, die Freude, einen bewegten Stil voll erdhafter Phantasie und scharfer Gestaltungskraft in den roten Heften erscheinen zu sehen. Eine Novelle wie „Keine Brücke" konnte neben dem Schönsten bestehen, was dort je veröffentlicht worden war. Gerade Ernst Zahn bekannte dankbar: „Rodenberg war zugleich der schärfste und herzensfeinste Kritiker, den ich je gekannt habe. Für ihn arbeiten, hieß feilen und genau sein bis aufs Kleinste. Und immer noch war aus seinem endlichen Lob etwas zu lernen. Er besaß die große seltene Gabe, lobend zu lehren und zu fördern, lobend Schwächen zu zeigen und Unarten zu vertreiben." Dem Meister folgten die jüngeren Talente der Schweiz, Lisa Wenger, Alfred Huggenberger, Johannes Jegerlehner.

Auch aus der Heimat Mariens von Ebner-Eschenbach kam der Rundschau noch ein großer Gewinn. „Jesse und Maria", der geschichtliche Roman aus der Gegenreformation von Enrica von Handel-Mazetti, hatte Rodenberg ebenso tief gefesselt, wie Erich Schmidt, der ihn im Jahre 1907 in der Deutschen Rundschau mit rückhaltloser Bewunderung besprach. Rodenberg bat um die Mitarbeit der bis dahin Unbekannten und empfing bald die Anfänge eines neuen Romans aus ähnlicher Umwelt, der „Armen Margaret". Und hier entwickelte sich nun wieder ein Verhältnis gegenseitiger Mitarbeit. Rodenberg begleitete die ihm allmählich zugehende Dichtung von Abschnitt zu Abschnitt, unterließ aber nicht Kritik im einzelnen, bereit, wenn Frau von Handel an dieser oder jener Stelle zwischen zwei Fassungen schwankte, zu raten, zu ermuntern, zu trösten, und hatte dann endlich die Genugtuung, den letzten Bogen absetzen lassen zu können. Mit Recht empfand er vor dem fertigen Werk, daß Konzentration die Stärke dieser ganz eigenartigen Begabung sei, und war stolz, diese Dichtung wie hernach noch die „Stephana Schwertner" selbst hinausgeleitet zu haben.

Neben Roman und Novelle barg die Rundschau von Anfang an und in dem überwiegenden Teil ihrer Hefte wissenschaftliche Fracht, und hier türmten sich nun freilich nicht solche Schwierigkeiten, wie sie den minder umfangreichen dichterischen Teil oft genug umgaben. Von Paten wie Helmholtz, Zeller, Sybel, du Bois-Reymond eingeführt, konnte die Rundschau immer auf Mitarbeiter des Ranges rechnen, den Rodenberg ihr zu geben wünschte, und der Keller und Storm, Meyer und Heyse, Marie von Ebner-Eschenbach und Louise von François allein ebenbürtig war; trat sie doch in einer Zeit wissenschaftlicher Hochblüte ins Leben. Das Ziel war und mußte sein: ein weit gespanntes, farbiges Bild deutscher Kultur, mit Ausblick ins Ausland, mit wurzelhafter Verbindung zur Vergangenheit, mit ruhiger, kritischer Aussicht in die Zukunft, das alles ohne Abgleiten ins Flach-Populäre und ohne beengende Schulrichtung. So sind denn auf dem Gebiet geschichtlicher Forschung mit und nach Sybel die verschiedensten Charakterköpfe zu Wort gekommen — als ältester noch der Meister preußischer Geschichte Johann Gustav Droysen, dann der Verfassungs- und Wirtschaftshistoriker Preußens Gustav Schmoller, Ottokar Lorenz, der kritische Gegner Sybels und Schöpfer der Generationenlehre in der Geschichte, der Biograph Friedrichs des Großen Reinhold Koser und der Wilhelms des Ersten Erich Marcks. Während Ernst Curtius, Georg Busolt und Otto Seeck von der Geschichte des Altertums berichteten, schrieb Heinrich Schneegans über Elsaß-Lothringen und Graf Joachim Pfeil über die Gründung der Burenstaaten. Zwei in Forschungsmethode und Darstellungsart so verschiedene Gelehrte wie Max Lenz und Karl Lamprecht, konnten hier nebeneinander sprechen. Aus dem großen und kleinen Leben preußischer Geschichte erzählten Hermann von Petersdorff und Paul Bailleu, der auch Heinrich von Sybels und Heinrich von Treitschkes Nachruf schrieb; die Geschichte Österreich-Ungarns und seiner Völker behandelten August Fournier, Eduard Wertheimer und Hermann Vambery, die Frankreichs vornehmlich Alfred Stern. In der Philosophie stand neben dem Altmeister der Tübinger Schule Eduard Zeller, dem Freunde von David Friedrich Strauß, der letzte Hegelianer Adolf Lasson, die pädagogische Seite der Philosophie vertrat vor allem Friedrich Paulsen, die soziologische Ferdinand Tönnies, und der aufsteigende Neuidealismus kam wie durch Karl Lamprecht so durch Rudolf Eucken kräftig zu Worte. Adolf Hausrath, Julius Kaftan, Otto Pfleiderer, Hermann Gunkel stellten Ergebnisse theologischer Forschung dar; Kaftan berichtete kritisch von seinem Verkehr mit Friedrich Nietzsche, den Georg Brandes schon 1890 den Lesern der Rundschau in breitem Aufriß bewundernd darstellte. Kunstgeschichtliche Abhandlungen und Betrachtungen großen Stils boten Männer wie Karl Justi,

Robert Vischer, Ernst Steinmann, Julius Lessing, Karl Frey, unter den Archäologen stand Heinrich von Brunn voran. Die Musikgeschichte wurde durch Philipp Spitta, Karl Krebs, Max Friedländer, die Musiktheorie gelegentlich auch durch den auf gern betretenen Seitenpfaden wandernden Chirurgen Theodor Billroth gepflegt. Mancher von Moltkes Schülern aus dem Generalstab ward ein treuer Mitarbeiter der Rundschau, so Julius Verdy du Vernois, Colmar von der Goltz, Wilhelm von Blume, Albert von Boguslawski. Und tief ergreifend war es Rodenberg, als er im Jahre 1877 des Feldmarschalls Briefe aus Paris veröffentlichen durfte, denen Briefe aus Rußland vorhergingen und Aufzeichnungen über römische Wandertage folgten. „Moltke schickt", so meldet das Tagebuch, „eine Ordonnanz mit einem dicken Brief, in welchem er nicht nur die Erlaubnis gibt, seine Briefe aus Paris in der Rundschau zu veröffentlichen, sondern auch gleich die Originale beilegt. Es durchbebte mich etwas wie historischer Schauer, als ich in der Handschrift des Gewaltigen, der Napoleon den Dritten niederwarf, die wohlwollende Schilderung dieses Mannes las und bemerkte, wie er aus den Originalmanuskripten manches, was sehr nachteilig für die Kaiserliche Familie gedeutet werden könnte, vorsichtig und schonend entfernt hatte."

Unter den Naturforschern im Rundschau-Kreise stand von allem Anfang an Emil du Bois-Reymond an der Spitze. Eine lange Reihe seiner geistvollen, oft seltsame Wege führenden Akademiereden ist hier zuerst im Druck erschienen; und wie der große Physiologe, so sprachen auch auf allen andern naturwissenschaftlichen Gebieten die Führer von dieser immer weiterhin sichtbaren Stelle: Helmholtz, der Anatom Oskar Hertwig, die Pflanzenforscher Ferdinand Cohn, Eduard Strasburger und Johannes Reinke, der Astronom Wilhelm Förster, die Geographen Georg Gerland und Friedrich Ratzel, der Zoologe August Weismann, der Chemiker Viktor Meyer, aus dem Grenzgebiet von Physiologie und Philosophie Wilhelm Wundt. Ernst Haeckel veröffentlichte hier zuerst seine lebendig schildernden Reisebriefe aus Indien und von den Malaischen Inseln, noch in den ältesten Jahrgängen erschienen die großen Mediziner Max von Pettenkofer und Rudolf Virchow, dieser auch als Erforscher der Anthropologie. Daß dem alten Juristen Rodenberg Meister der deutschen Rechtsgeschichte wie Rudolf Sohm und Otto Gierke höchst willkommene Mitarbeiter sein mußten, versteht sich.

Der literarhistorische und kritische Teil bedurfte besonders liebevoller Pflege, die Zeitschrift sollte auf diesem Gebiet ein geschmackvoller Führer sein und außerdem den Zusammenhang mit der großen Vergangenheit der deutschen Dichtung sorglich wahren. In den Anfängen der Rundschau ist noch Karl Goedeke, Rodenberg aus der Göttinger Studentenzeit

vertraut, ist noch Hermann Hettner ihr Mitarbeiter gewesen. Rodenbergs Nachbarn Julian Schmidt und Adolf Stahr haben bis an ihren Tod mitgeschaffen. Die regelmäßigste kritische Hilfe kam von Friedrich Kreyßig. Rodenberg kannte den tüchtigen Kenner der deutschen, wie der französischen und englischen Literatur seit dem Jahre 1867 und hatte ihn oft in Frankfurt, wo er zuletzt Gymnasialdirektor war, besucht; jetzt kam sein gerecht abwägendes und in reicher Bildung verankertes Urteil ihm wie einst im Salon, so bei der neuen Arbeit der ersten Jahre, bis an Kreyßigs zu frühem Tod, zugute. Schon im Beginn des Jahres 1876 erschien dann der erste Beitrag Wilhelm Scherers, damals noch Professor in Straßburg, und seine weit über die eigenen Beisteuern hinausgehende Mitarbeit ward voll fruchtbar, als er in der Blüte seiner Kraft den Berliner Lehrstuhl bestiegen hatte. Er brachte seine Reden auf Jakob Grimm und auf Emanuel Geibel, der selbst noch zweimal mit späten Versen und einer Komödie zum Gliede der Rundschau ward. Scherer gab auch vieles von den reichen Erträgen seiner Goethe-Studien. Allmählich zog dann mit und nach ihm die Schar seiner Schüler ein: Jakob Minor, Bernhard Suphan, Konrad Burdach, Albert Köster, Bernhard Seuffert, Otto Pniower, Richard M. Meyer, Paul Schlenther, Otto Brahm. Erich Schmidt sandte von Straßburg aus im Jahre 1880 seine Arbeit über Theodor Storm, wie die über den Siegwart-Dichter Martin Miller, aus dem Weimarer Archiv manches zur Kenntnis der Klassiker, bis er als Scherers Berliner Nachfolger in den engern Bezirk Rodenbergs und der Rundschau eintrat. Auch sein Schülerkreis suchte in Ernst Heilborn, Harry Maync, Oskar Walzel den Weg zu ihr. So fand die reiche literarhistorische Forschung, die immer neue Quellen, vor allem zur Kenntnis der klassischen Zeit erschloß, häufig in der Zeitschrift ihren ersten Niederschlag. Jakob Baechtold und Adolf Frey brachten dazu die Ergebnisse ihrer Keller-Forschung, Ernst Elster und Hermann Hüffer berichteten über Heine und Laube, Rudolf Krauß über Mörike, Heinrich Gerstenberg über Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben. Wilhelm Dilthey und Kuno Fischer wahrten den Zusammenhang literarischer Betrachtung mit der Philosophie und rundeten in ihrer tief eindringenden und hoch hinaufführenden ästhetischen Anschauungsweise das Bild. Richard Fester schlug die Brücke zwischen Literarhistorie und politischer Geschichte, Heinrich Morf führte in die Probleme französischen und provenzalischen Schrifttums ein, Alois Brandl steuerte Arbeiten zur englischen Philologie, Max F. Müller und Richard Garbe solche zur indischen bei. Auf bühnengeschichtlichem Gebiet hat in seinen letzten Jahren noch Heinrich Laube mitgearbeitet, ihm sind Rochus von Liliencron und Berthold Litzmann gefolgt. Die Berliner Theater beobachtete und besprach

vom ersten Heft an der Mitarbeiter, der am längsten neben dem Herausgeber stand: Karl Frenzel.

Um der selbstgestellten Aufgabe gerecht zu werden, mußte Rodenberg immer wieder eigene Vorliebe und Neigung zurücktreten lassen. So stand er in der Musik noch treu zu den Idealen seiner Jugend, zu den Klassikern, zu Marschner und Mendelssohn. Erst spät lernte er Johannes Brahms würdigen, dem er inzwischen in Hannover und Berlin auch persönlich begegnet war. Richard Wagner hatte er einst in seinem Musikalischen Sonettenkranz als Vorläufer und Verkünder, nicht als Vollender einer neuen Musik begrüßt; wie fast alle Männer seiner Generation, wie Fontane und Freytag, Treitschke und Raabe, stand auch er Wagners Werk jetzt im Grunde ablehnend, aber ohne die Schärfe der Münchener, gegenüber. Doch er empfand wohl die Bedeutung dieses Genius für die deutsche Gegenwart und den Zusammenhang seiner Erfolge mit unserm politischen Aufstieg. „Wer weiß“, schrieb er in den achtziger Jahren, „ob ohne das überwältigende Gefühl dessen, was die deutsche Faust vermag, Deutschland selbst und die Welt von Richard Wagner unterjocht worden wären?“ Und so ließ er, der Freund des Wagner-Feindes Eduard Hanslick, der durch die ersten Rundschau-Jahre die Wiener Chronik schrieb, gleich vom ersten Heft an durch den ganz anders gearteten Louis Ehlert, den Kunstgenossen des Wagner-Jüngers Karl Tausig, das Werk von Bayreuth kritisch begleiten und gewann die ihm von Zürich her befreundete Eliza Wille zur Veröffentlichung ihrer Erinnerungen an Wagner mit dessen kostbaren Briefen. Er erkannte auch vor vielen andern die große Begabung des dann so früh abberufenen Heinrich von Stein und konnte wenigstens noch einen Beitrag von ihm drucken, dem freilich der Nachruf Herman Grimms unmittelbar folgen mußte.

Den Mut zur selbständigen Überzeugung, wo mehr als persönliche Vorliebe in Frage kam, wahrte Rodenberg als Herausgeber immer wieder. Er freute sich in seinen Anfängen einer kritischen Einsendung des von der Zunft so übel behandelten, vom Publikum unbeachteten Paul de Lagarde; „Lagarde“, schrieb er an Schlenther, „ist ein sehr merkwürdiger Mann, ein tiefer Denker und Gelehrter, dem traue ich (in gutem Sinne) alles zu.“ Und Rodenberg ließ einst ruhig den verfemten Eugen Dühring durch Georg von Gizycki mit hohem Lobe bedenken, wofür er dann freilich ad audiendum verbum zu Eduard Zeller, seinem alten Lehrer und jetzigen Mitarbeiter, beschieden wurde.

Der einstige Bewunderer Macaulays stand im Alter, zumal nachdem er sich die Schriften Leopold Rankes zu eigen gemacht hatte, dem Engländer kühler gegenüber. Mit dem großen Aufsatz, den er selbst ihm im vierten Rundschau-Jahr widmete, war er trotz aller darauf verwandten Mühe nicht

mehr recht zufrieden und erkannte unumwunden an, daß sein Mitarbeiter Max Jähns Macaulay an anderer Stelle gerechter geworden wäre. Aber die Kunstform des Essays, die der englische Geschichtsschreiber in seinem Lande recht eigentlich geschaffen hatte, suchte Rodenberg in der Rundschau heimisch zu machen. Sie ist freilich anspruchsvoll genug; denn bei voller wissenschaftlicher Beherrschung des Stoffes erfordert sie gänzliche Unterdrückung der benutzten Hilfsmittel und eine freie und leichte Behandlung, stilistische Geschlossenheit ohne oberflächliches Gerede. Rodenberg hatte das Glück, gleich zu Anfang den ersten deutschen Meister dieser Form, Karl Hillebrand, für sich zu gewinnen; seine unvergänglichen Arbeiten umschrieben gleichermaßen politische und literarische Probleme. Bald traten andere neben ihn. Otto Gildemeister, der das Leben vom Standpunkt des Staatsmannes wie des nachdichtenden Übersetzers beobachtete, Paul David Fischer, der hohe Beamte, der seine Arbeit im Reichspostamt durch geschmackvolle Reiseschilderungen belebte, der Politiker Ludwig Bamberger (er schrieb Karl Hillebrand für die Rundschau den Nachruf), Heinrich Homberger, Franz Xaver Kraus, dessen Studien immer wieder Kunst und Schrifttum Italiens erhellten, während Charlotte Lady Blennerhasset vor allem englische und französische Zeitgeschichte und Literatur darstellte. Isolde Kurz stellte in bildhafter Belebung die deutschen Florentiner unserer Tage, Ricarda Huch die Meister und Schicksalsträger der Romantik dar. Wilhelm Bölsche umriß liebevoll das Wesen von Gustav Theodor Fechner oder Ernst Haeckel, und in späten Rundschau-Jahren schrieb Hugo von Hofmannsthal über Rodenbergs alte Jugendliebe Victor Hugo. Der eigentliche Rundschau-Essayist, der immer wiederkehrte, war Herman Grimm. Es war Rodenberg einer der schönsten Tage seines Redakteurlebens, als er zu Neujahr 1880 von dem Landsmann und Genossen jugendlicher Tage die Nachricht empfing, er würde regelmäßig für die Rundschau schreiben. In gerechter Würdigung seines Gewinns verschlug es Rodenberg nichts, daß er dadurch manche, denen Grimm nicht „wissenschaftlich" genug war, verlor. Und Jahr um Jahr hat Herman Grimm sein Wort wahr gemacht. Hier erschienen seine Studien über Homer und seine Nachdichtung der Ilias, Ausstellungsberichte und Kritiken, tief schürfende Arbeiten über den Geschichtsunterricht auf der Schule und das Studium der Kunstgeschichte auf der Universität, die ersten Abschnitte aus seinem Leben Rafaels und vieles zur Kenntnis Goethes. Walther Robert-tornow, der Großneffe der Rahel, hatte in der Rundschau anziehend über das alte Berliner Haus seiner Familie, dessen Sammlungen und Erinnerungen berichtet. Herman Grimm entwarf ein liebevolles Bild des früh Verblichenen, wie er Ernst Curtius das Scheidewort nachrief. Und noch am Abend vor der letzten

Sonnen empfing Heinrich von Treitschke hier die große Huldigung von Herman Grimms Umriß seiner „Deutschen Geschichte".

Eine lange Reihe wertvoller historischer Quellen ward in Briefen und Erinnerungen ans Licht gefördert. Der Schriftwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller, wie der zwischen Storm und Mörike wurde in der Rundschau zuerst veröffentlicht. Die preußischen Sturmjahre tauchten im Gedankenaustausch von Friedrich Wilhelm dem Vierten mit seinem Ministerpräsidenten Ludolf Camphausen wieder empor, den Erich Brandenburg herausgab und erläuterte. Kaiser Wilhelm der Erste sprach als Prinz von Preußen aus seinen Briefen an die Jugendgeliebte Elise Radziwill. Friedrich Kapp erschloß den reichen Schatz seiner politischen Erinnerungen und volkswirtschaftlichen Erfahrungen. Briefe der Königin Luise und Ernst Moritz Arndts, Karl Stauffer-Berns wie Leopold Rankes traten neu an den Tag. Alfred Dove vertraute der Rundschau Lebenserinnerungen des großen Geschichtsschreibers, Lily von Kretschman (es war ihr schriftstellerischer Anfang) Gedächtnisblätter aus dem Kreise der Großherzogin Maria Paulowna an; Paul und Eleonore von Bojanowski, wie Adelheid von Schorn und Hermann von Egloffstein — alles gute Bekannte Rodenbergs von der Ilm her — brachten anderes weimarisches Erbgut. Paul Meyerheim steuerte seine reichen und humorvollen Erinnerungen an Adolf Menzel bei, Konrad Ferdinand Meyer erschien noch einmal in den Gedenkblättern seiner Schwester Betsy. Gustav Nachtigal breitete hier zuerst in immer wiederholten Berichten die Ergebnisse seiner afrikanischen Reisen aus. Und während Gerhard Rohlfs die Leser in die gleichen Gegenden führte, gab Gustav Hirschfeld über seine Ausgrabungen in Olympia und Kleinasien Rechenschaft. Deutschlands Dehnung in die Welt jenseits der Meere kam in landschaftlichen, wirtschaftlichen und zeitgeschichtlichen Schilderungen Chinas und Süd-West-Afrikas, in Darstellungen zur Marinegeschichte und zur Wirtschaftspolitik zum Ausdruck. Der Diplomat Max von Brandt führte in die ostasiatische Welt, der katholische Geistliche Graf Vay von Vaya und zu Luskod auf beide Ufer des Stillen Ozeans. Und auch da ward die Brücke zur allgemeinen Geistesgeschichte geschlagen, wenn etwa Alfred Zimmermann über Shakespeare und die Anfänge der britischen Kolonialpolitik schrieb.

Dabei vermied Rodenberg durchaus das Gebiet eigentlicher Tagespolitik. Die in jedem Hefte enthaltene politische Rundschau (von Julius von Eckardt, Siegfried Samosch, zuletzt von Karl Frenzel verfaßt) begnügte sich überwiegend mit sachlichen Berichten, von einem Standpunkt her, der gemäßigt nationalliberal zu nennen ist. Als Ludwig Bamberger nach Bismarcks Schwenkung ums Jahr 1880 darauf

drang, die Rundschau zu einem ausgesprochenen Organ der Linken zu machen, versagte sich Rodenberg dem durchaus und um so nachdrücklicher, als er seine Stellung zu Bismarck trotz mancher Gegnerschaft in der inneren Politik im Grundton nicht ändern konnte, ohne den besten Überzeugungen seines Lebens untreu zu werden. Er wies auch, so schwer es ihm im Gefühl persönlicher Freundschaft wurde, im Jahre 1879, mit Elwin Paetel und Scherer einig, einen Aufsatz Bambergers über Deutschtum und Judentum zurück, der sich gegen den damals so arg mißverstandenen Treitschke richtete. Aber wie es ihm immer wieder gelang, über Ablehnungen hinweg persönliche freundliche Beziehungen zu erhalten, wie etwa das Verhältnis zu Hans Hopfen ungetrübt blieb, obwohl er von Hopfens immer schwächer werdender Dichtung nur sehr selten etwas aufnehmen konnte, so gewann er auch Bamberger trotz dessen erster Empörung bald wieder zurück.

Um so bitterer war es für Rodenberg, daß gerade von der politischen Seite her ein Schicksalsschlag über die Rundschau kam, der ihrem Bestande gefährlich werden konnte.

Am 7. August 1888 empfing Rodenberg von dem früheren hanseatischen Diplomaten Heinrich Geffcken, der seit Jahren der Rundschau eine lange Reihe geschichtlicher und politischer Aufsätze gegeben hatte, ein Stück aus Kaiser Friedrichs Tagebuch in den Kriegsjahren 1870/71. Die Lektüre erregte Rodenberg ungewöhnlich tief. „Hier sieht man, was Kaiser Friedrich war, und was die Welt an ihm verloren hat." Nach unwesentlichen Streichungen, denn um jede tat es ihm leid, nach immer wiederholtem Lesen gab er die Blätter in den Druck. Am 24. September hatte er zwar noch nicht das Oktoberheft der Rundschau in Händen, aber in Santa Margherita las er im Corriere della sera eine lange Berliner Drahtung mit der groß in die Augen fallenden Überschrift: Il diario del Federigo III. Ihr entnahm er, daß die Veröffentlichung Lärm verursacht hätte, war aber unverbrüchlich von dem Gefühl durchdrungen, hier etwas veranlaßt zu haben, was zur richtigen Würdigung Kaiser Friedrichs vernehmlich beitragen müsse. Wenige Tage danach folgte die Nachricht, eine Untersuchung gegen den Urheber der Veröffentlichung sei eingeleitet, und Rodenberg drahtete Paetel sofort seine Reiseadresse und stellte sich, als er am 29. September von einem Erlaß an den Justizminister zur Verfolgung der Sache erfuhr, drahtlich zu dessen Verfügung. Am 1. Oktober vernahm er zu seiner tiefsten Bestürzung Geffckens Verhaftung und brach nun die Reise ab. Am 7. Oktober war er in Berlin, beklommenen Herzens. Den Schreibtisch fand er mit warmen, zum Teil begeisterten Zustimmungen bedeckt, nicht nur von Politikern, die Kaiser Friedrich nahegestanden hatten, auch von Marie von Ebner-Eschenbach, aus dem altbefreundeten Hause Schenck, von du Bois-Reymond, der

schrieb: „Hat es je einen Fürsten gegeben, der so wie dieser bestimmt war, deliciae generis humani genannt zu werden?"

In der Tat enthielten die wenigen Blätter nichts, was Kaiser Friedrichs Andenken zu schädigen, vieles, was seine tragische Gestalt erst ins rechte Licht zu rücken geeignet war. Selbst Hans Delbrück, der den Kaiser aus nahem persönlichen Verkehr kannte und die Veröffentlichung als vorzeitig mißbilligte, nannte das Tagebuch ein köstliches Denkmal eines edlen Herzens und deutscher Gesinnung, er sagte voraus, es werde einst vom deutschen Volke mit ungeteilter Pietät verehrt werden. Der konservative Politiker Otto Arendt verdammte den Abdruck noch schärfer, urteilte aber über den Wert des Gedruckten ganz ähnlich.

Während so die Stimmen der Öffentlichkeit, oft vom Parteisprachrohr angeblasen, hin- und herschwirrten, fand der häßliche Handel seinen Fortgang. Am 11. Oktober erschien der Kriminalkommissar von Tausch und nahm bei Rodenberg Haussuchung vor; er mußte das Manuskript abliefern und ging nun zu dem Rechtsanwalt Makower, um sich rechtlich beraten zu lassen. Beim wiederholten Lesen des Tagebuches immer wieder seiner Sache gewiß, bangte er doch um das Schicksal Geffckens. Gern hörte er von seinem Mitarbeiter Ernst Wichert, der es als Kammergerichtsrat wissen mußte, wie empört man im preußischen Richterstande über Gang und Behandlung dieses Prozesses sei. Es folgten gerichtliche Vernehmungen, die natürlich völlig ergebnislos blieben, und so schleppte sich das Verfahren wegen Landesverrats über Monate hin, bis am 5. Januar 1889 der Prozeß eingestellt und Geffcken entlassen werden mußte. So sicher Rodenberg seiner reinen Absichten und seines reinen Gewissens war, so treu ihm die Freunde, wie die Mitarbeiter blieben — schwer hatte auf ihm Geffckens Los und schwer auch das Bewußtsein gelastet, dauernd unter dem Zugriff feindlicher Mächte zu leben. Noch heute, da wir den Kämpfen jener Tage ruhiger gegenüberstehen, können wir das tiefe Befremden nachfühlen, mit dem nicht nur die zunächst Betroffenen alle diese Maßnahmen verfolgten. Wie sollte Kaiser Friedrichs reines Bild durch dieses Tagebuch entstellt werden? Wie sollte es der Politik des Reichs und dem inneren Verhältnis der Bundesstaaten schaden? An der Echtheit zweifelte niemand, auch Bismarck nicht, aber in welches Licht stellte er den Kaiser, wenn er in der Anklageschrift veröffentlichen ließ, der Kanzler habe mit seinem Vater über intimere politische Fragen nicht sprechen dürfen, weil man Indiskretionen „an den von französischen Sympathien erfüllten englischen Hof" fürchtete! Wie mußte der Herrscher es später bitter empfinden, daß man ihm die Zustimmung zu solcher Anklage des Vaters mit der ganzen Autorität eines Bismarck abgerungen hatte, und wie sehr wandte sich die allem Brauch

widersprechende Veröffentlichung der Anklageschrift nach Einstellung des Verfahrens gegen ihre eigenen Urheber! Daß der Justizminister Heinrich von Friedberg trotz seiner Verdienste um die Justizverfassung und das Strafgesetzbuch fallen mußte, weil er solchen Zumutungen nicht widerstanden hatte, war selbstverständlich. Aber auch die Vorboten von Bismarcks eigenem Fall meldeten sich sacht. Das Dämonische in dem gewaltigen Manne hatte einmal, wohl in der Absicht, die verhaßte freisinnige Opposition zu treffen, über kunstvoll abwägende Staatsweisheit den Sieg davongetragen.

Das Gewitter war an der Rundschau vorübergegangen, und bald erfuhr Rodenberg durch seinen Mitarbeiter Paul Güßfeldt, daß selbst der Kaiser die Rundschau wieder regelmäßig lese, am Abend gelegentlich aus ihr vorlese. Ihr Ansehen stand so fest, daß Rodenberg gerade auf wissenschaftlichem Gebiet Mitarbeiter kaum mehr zu suchen brauchte, sie näherten sich ihm von selbst; so kamen fast auf einen Tag der Rechtsforscher Rudolf von Ihering und der Geschichtsschreiber Roms Ludwig Friedländer. Ihering kannte bald kein Blatt, an dem er so gerne mitarbeitete, und alte Freunde, zumal Dilthey, bemühten sich, neue heranzuziehen.

Bereitwillig waren einst die Brüder Paetel auf Plan und Ausgestaltung der Zeitschrift eingegangen; die Verleger blieben weiterhin, auch in schwierigen Tagen, die besten Helfer am Werk, für das sie auch Opfer nicht scheuten. Als die Arbeit wuchs, gesellten sie Rodenberg im Jahre 1882 den jungen Paul Lindenberg als Redakteur zu. Ihm folgte zwölf Jahre später auf Erich Schmidts Empfehlung der hochbegabte Westfale Julius Petri, dessen entbehrungsreiches, nun gerade zu innerem und äußerem Erfolge ansteigendes Leben aber schon im November 1894 der Tod endete. An seine Stelle trat der musikverständige Walter Paetow, neben dem Walther Gensel und Willy Pastor sich häufig kritisch betätigten und besonders den neuen Stil in den bildenden Künsten darstellend verfolgten. Wertvolle kritische Mitarbeit auf geschichtlichem Gebiet leistete Gottlob Egelhaaf. Rodenberg selbst vermied es mit feinem Takt, in der Rundschau zu sehr in den Vordergrund zu treten. Wohl hätten sich die „Grandidiers" in ihren Heften neben dem Besten sehen lassen können — er ließ sie an anderer Stelle drucken. Sparsam gab er eigne Beiträge; aber an Tagen festlicher Erinnerung oder schmerzlichen Gedenkens durfte er nun in knappen Worten nicht nur für sich, sondern für den großen Kreis sprechen, den er in der Rundschau um sich geschart hatte. Sie war sein Blatt. Und wie auf literarischem, so auf wissenschaftlichem Gebiet ging kein Aufsatz in die Presse, den er nicht Satz für Satz durchgearbeitet und oft auch durchgefeilt hatte. Wenn er am wöchentlichen Redaktionstage, Sonnabend pünktlich eine Minute vor 12 Uhr mittags das Haus der Ge-

brüder Paetel, Lützowstraße 7, betrat und nun der eigentliche Aufbau eines Heftes begann, dann war in dem sorgfältig verschnürten Manuskriptpaket jede Arbeit von fremder Hand zugleich eine von seiner eigenen. Und nie in vierzig Jahren ist es über Streichung und Änderung, Abtönung und Zusammenschluß zu ernstlichem Zwist, auch mit berühmten und verwöhnten Verfassern gekommen. Mancher hat eingestanden, daß selbst eine zunächst unwillkommene Abwandlung schließlich, wenn das fertige Heft die Maschine verlassen hatte, der Arbeit erst das ganz angemessene Kleid gegeben hatte.

Die Deutsche Rundschau war geworden, was sie werden sollte: die große Zeitschrift der deutschen Bildung, sie hatte ihr Programm eingehalten. Ohne Dilettantismus im abschätzigen Sinne bot sie den Aus- und Überblick über das Leben der Zeit von seinen geschichtlichen Wurzeln bis zu seinen gegenwärtigen Bewegungen. Sie hatte unter den früheren deutschen Zeitschriften nicht ihresgleichen, sie vermied Einräumungen an den Geschmack der sogenannten Familienblätter, sie enthielt noch den vollen Nachglanz der großen Erzählerkunst unseres silbernen Zeitalters und hob unter den Nachfahren manche schöpferische Begabung heraus, wahrte dabei die klassische Überlieferung und wachte darüber, daß das Erbe der humanistischen Bildung nicht verloren gehe. Dabei begleitete sie das aufsteigende Reich auf den neuen Wegen politischer, technischer und wirtschaftlicher Dehnung. Keine der neben ihr auftauchenden Zeitschriften vermochte ihr gleichzukommen, sei es, daß die wenigen, die sich hielten, zu einseitig auf eine literarische Richtung eingeschworen waren, sei es, daß sie lediglich wissenschaftlichen und politischen Zielen dienten. Gewiß hatte auch die Deutsche Rundschau ihre Begrenzung, denn wie Rodenberg nach politischer und literarischer Herzensneigung in den Werdejahren des Reichs, in dem eigentlich nationalliberalen Zeitalter wurzelte, so ward auch die Rundschau die repräsentative Zeitschrift dieser geistigen Welt. Sie war nicht volkstümlich und wandte sich nur an Kreise von hoher Bildung; innerhalb dieses Rahmens aber wahrte sie die Höhenlage eines gehaltenen Geschmacks und schlug, wie Emil du Bois-Reymond in seiner Rede an Rodenbergs sechzigstem Geburtstag zu dessen größter Freude sagte, die Brücke zwischen Wissenschaft und Publikum.

Immer war Rodenberg die Arbeit schwer geworden; er rang um jeden Absatz, jeden Satz. Kein Manuskript ging ohne vielfache Umarbeitung zum Druck, noch in der Korrektur ward sorgsam gemodelt. Zum Tagesschriftsteller nicht geboren, hatte er die von des Lebens Not geforderte, aufreibende journalistische Dienstzeit der ersten Berliner Jahre als drückende Fron empfunden. Wer jeden Trinkspruch sorgfältig schriftlich ausarbeitete, taugte nicht für den Betrieb

immer rascher werdender Kritik und Berichterstattung. Aber was dort zum Mangel ward: immer wiederholte Betrachtung, scharf sondernde Abwägung, liebevolle Vertiefung in Einzelheiten, Ausrichtung auf lange Sicht — das alles waren eben so viele Vorzüge und Vorteile für den Herausgeber einer Monatsschrift von bewußter Haltung und langem Atem. Nirgends anders als hier war sein Feld; langsam vom Deutschen Magazin her aufsteigend, oft tastend, nachgiebig, wenn die äußeren Mittel hemmten, im letzten Ziel unbeirrt, an innerer Bildung in unermüdlicher Arbeit wachsend und wachsend — so war Julius Rodenberg den steilen Weg emporgeschritten. Wohl war es eine andere Straße, als sein jugendlicher Mut sie sich gewählt, und mit einem gewissen Staunen sah er sich am andern Ziel. Aber es war ein stolzes und ein deutsches Ziel. Der innere Erfolg wie die äußere Wirkung, nach der der Tüchtige sich sehnt, lehrten ihn Dankbarkeit gegen das Geschick. Es hatte ihn doch zur Höhe geleitet.

Zehntes Kapitel

Margarethenstraße 1

Die Wohnung am Schöneberger Ufer ward ein Jahr vor der Begründung der Rundschau mit einer anderen in der Schellingstraße vertauscht; diese erwies sich jedoch als ungemütlich und unbequem und wurde deshalb schon im Jahre 1876 verlassen. Rodenbergs bezogen das dritte Stockwerk des Hauses Margarethenstraße 1 an der Ecke der Matthäikirchstraße. Rodenberg hatte viele Hoffnungen an das neue Heim geknüpft. „Es ist mir", schrieb er von einer Reise aus an Justina, „als ob dort ein neuer Abschnitt unseres Lebens beginne." Die Erwartungen trafen ein, und Rodenbergs blieben hier mit ganz unberlinischer Seßhaftigkeit Jahrzehnte hindurch wohnen. Unberlinisch war freilich auch die nachbarliche Gemeinschaft, die man dort wie auf einer Insel in der immer lauter und größer werdenden Reichshauptstadt mit den Umwohnern der einst von Gottfried Keller in heinischen Tönen bespöttelten Polkakirche halten konnte. Die Mehrzahl der Wohnungsfenster ging nach dieser, der Matthäikirche, hinaus, und insbesondere aus dem kleinen, mit Büchern ganz gefüllten Eckzimmer neben Rodenbergs Schreibstube hatte man den vollen Blick auf das Gotteshaus und den hübschen Platz davor. Gerade gegenüber wohnten Herman und Gisela

Grimm, weiterhin Ernst und Klara Curtius, Erich Schmidt mit seiner jungen Frau, mehr nach dem Tiergarten zu stand das Lehfeldtsche Haus, in dem Frau Lehfeldts Schwiegersohn, der Maler Paul Meyerheim, Wohnung und Werkstatt hatte, und in dessen schönem Garten heitere Feste veranstaltet wurden. Am andern Ende der Matthäikirchstraße, da, wo jetzt die Gebäude der brandenburgischen Provinzialverwaltung stehen, wohnte Fanny Lewald, seit 1876 in Witwentrauer um Adolf Stahr. Von dem schmalen Sommerstübchen an der andern Seite des Arbeitsraumes, wo Rodenbergs Lieblingsbücher griffbereit über dem Ruhebett zur Hand waren, öffnete sich die Aussicht auf die Wipfel des Tiergartens. Das Haus zwischen ihnen und der Straße bewohnte der Shakespeare-Forscher Friedrich August Leo mit seiner Gattin, der Tochter von Heinrich Heines erster Flamme Amalie Heine, und mit seiner schönen, dann früh verstorbenen Tochter, der Frau des Afrikaforschers Grafen Joachim Pfeil. In der Margarethenstraße selbst, da, wo sie in jenen Zeiten noch nach der Potsdamer Straße zu einen Sack bildete, hatte sich Frau von Olfers mit ihrer Tochter, der Malerin und Dichterin Marie, ein Altersheim geschaffen; weiter westlich stand Ludwig Bambergers Wohnhaus, und unmittelbar unter Rodenbergs zog der alte hannöversche Freund Julius Schulhoff. Bei ihm erwachte einmal die hannöversche Jugend, als Marie Seebach und Franziska Ellmenreich Tasso-Szenen lasen.

So brauchte aus der Wohnung, in der immer noch die Schwarzwälder Uhr die Stunden angab, deren Räume unter Justinas Händen Klavier- und Harmoniumklang durchtönten, nicht weit gegangen zu werden, um gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen zu grüßen. Und in wenigen Schritten war der Tiergarten erreicht, dessen umbuschte Pfade Rodenberg, wenn er irgend gesund genug war, zu frühester Morgenstunde vor aller Tagesarbeit mit Justina durchwanderte, ungern angesprochen, allenfalls von den Schmidtschen Kindern auf dem Schulwege von ferne mit dem Gruß „Guten Morgen frühe Leutchen" angerufen; hatte doch Rodenberg in einem Berliner Bildchen diese frühen Leute der Hauptstadt liebevoll dargestellt.

Freilich gingen Freundschaft und Verkehr, zumal seit der Hausherr Herausgeber der ersten deutschen Zeitschrift war, weit über diesen nächsten örtlichen Umkreis hinaus. Die reiche Geselligkeit des Dohmschen Hauses stand in ihrer Blüte. Zu den musikalischen Freunden Radecke, Joachim und Schulhoff gesellten sich Max Bruch mit den Seinen und der Musikverleger Gustav Bock. Berthold Auerbach blieb trotz manchen Schwankungen immer wieder dem Hause verbunden, und ganz besonders warm ward der Verkehr mit Heinrich Kruse, der als Vertreter der Kölnischen Zeitung in Berlin lebte und bei dem Rodenbergs vor allem Gelehrte fanden.

Bei seinem Sohne, als dieser den eigenen Hausstand gegründet hatte, trafen sie Eduard Simson, achtzigjährig immer noch eine überragende Erscheinung, und, nach Rodenbergs Gefühl, der Vertreter einer unaufhaltsam dahingehenden besseren Zeit. Bei Friedrich Dernburg und dem Abgeordneten Goldschmidt begegnete Rodenberg den führenden Politikern der Liberalen und des Zentrums, unter ihnen immer wieder Ludwig Windthorst. Dunckers waren inzwischen nach der Potsdamer Straße verzogen und übten die alte Geselligkeit, bis das Haus verkauft wurde. Tief wehmütig war es Rodenberg, als er nun, bei einer Versammlung der Deutsch-Englischen Vereinigung, an der erinnerungsreichen Stätte Fanny Lewald begegnete und sie die versinkende Vergangenheit in den unwirtlich gewordenen Räumen eines Gasthofs beleben mußten.

Bei Max Jähns und Julius Verdy du Vernois, den Mitarbeitern der Rundschau, trafen Rodenbergs die militärischen Kreise Berlins, insbesondere des Generalstabs, bei den Museumsdirektoren Julius Lessing und Friedrich Lippmann, bei Paul Meyerheim und Karl Emil Döpler die Künstler, darunter oft genug Adolf Menzel. Zur Universität bedurfte es nicht erst der Vermittlung durch den Neffen Oskar Israel, Schwester Paulines einzigen Sohn, der Virchows Assistent und später selbst Professor der pathologischen Anatomie war, denn durch die Rundschau ergaben sich diese Beziehungen von selbst. Ernst Curtius brachte den ersten Beitrag persönlich hinüber, und mit Herman Grimm wurde regster Gedankenaustausch gepflogen. An seinem sechzigsten Geburtstag überreichten Curtius, Karl Frey und Rodenberg dem niemals voll Anerkannten die Adresse der Freunde und Verehrer. Grimm hörte sie gesenkten Auges an. Beim Anstoßen sagte Rodenberg: „Ich wünsche Ihnen, daß Sie den siebzigsten Geburtstag so rüstig feiern mögen wie Curtius" — da fiel ihm Grimm ins Wort: „seinen achtzigsten."

Einen jähen Abschluß brachte früher Tod in die Hausfreundschaft mit Wilhelm Scherer, der sich mit seiner kunstbegabten Frau rasch ins Berliner Leben gefunden hatte. Jede Sorge der Zeitschrift hatte er mitgetragen, oft und oft seine Feder für sie angesetzt, den geselligen Vereinigungen im Rodenbergschen Hause war er der heiterste und anregendste Genosse gewesen. Noch am 6. August des Jahres 1886 hatte er Rodenbergs schriftlich zu sich gebeten — da sie kamen, war er eben gestorben, große Hoffnungen unerfüllt zurücklassend. Nun trat sein Nachfolger Erich Schmidt als Rundschau-Freund wie als Hausfreund, zumal auch in den Weihnachtstagen, die Erbschaft an. Jugendlich, nach schweren Jahren auf der Höhe des Erfolges, als Lehrer rasch wirksam und viel verehrt, als Mitarbeiter fruchtbar und schlagfertig, im Gespräch anziehend und heiter lebendig, scharte er die Älteren wie die Jüngeren um sich. In Gemeinsamkeit mit

ihm, der dann vor dem enthüllten Monument die Festrede hielt, ward die Errichtung des Lessing-Denkmals betrieben. Er vermittelte gesellige und literarische Annäherung an die Jüngeren und fand im Rodenbergschen Hause die Studien- und Fachgenossen Otto Brahm, Otto Pniower und Paul Schlenther, diesen mit seiner Frau, der Hauptmann-Darstellerin Paula Conrad.

Früh war Rodenberg mit dem lübischen Senator Klügmann in Beziehungen getreten, er war durch ihn im Jahre 1878 in Lübeck Emanuel Geibel zugeführt worden, den Rodenberg in wehmütiger Erinnerung an Escheberg und den Freiherrn von der Malsburg, in dankbarem Gedenken an schöne Jugendtage zum ersten- und letztenmal sah. Als Klügmann hanseatischer Gesandter in Berlin geworden war, kam es zu einem herzlichen Verkehr, durch den Rodenberg nun auch der diplomatische Lebenskreis eröffnet ward. Männer dieser Art fand er auch bei Julius von Eckardt und Rudolf Lindau, damals Geheimer Legationsrat im Auswärtigen Amt, und seine alte Kenntnis und Liebe englischer Dichtung und Wissenschaft führte die amerikanischen Botschafter Bayard Taylor und Andrew D. White in sein Haus.

An den immer noch tief anregenden, menschlich und geistig gleich anmutenden Teeabenden bei Frau von Olfers begegnete Rodenbergs Ende der siebziger Jahre zum erstenmal ein Herr von Wildenbruch, und als sie mit dem Sohn Karl Maria von Webers, Max Maria von Weber, in Verkehr traten, dem großen technischen Schriftsteller, der jetzt Vortragender Rat in Berlin geworden war, lernten sie dessen Tochter Maria kennen. Mit ihr und Justina hatte Rodenberg Berthold Auerbach auf einem seiner letzten Tiergartengänge begleitet. Als des Dichters Tod alte Verstimmungen auslöschte, gedachte Rodenberg lebhaft dieser Wanderung: Auerbach, gelblich, müde, war manchmal stehn geblieben, teils zum Ausruhn, teils um den Schlag des einen und des andern Vogels besser unterscheiden zu können. Bald danach war Wildenbruch der berühmte Dichter der „Karolinger“ und Maria von Webers Gatte. Rodenberg war innig erfreut, daß, wie er sich ausdrückte, der Erfolg auch einmal einen Idealisten traf, er war von dem Stück mächtig gefesselt, und noch mehr zog ihn die warme, reine, hingebende Persönlichkeit des Dichters an. So gab es zwischen der Hohenzollern- und der Margarethenstraße einen durch lange Jahre immer freundlicher aufblühenden Verkehr, in den auch die gelegentliche Ablehnung einer Wildenbruchschen Novelle keine Trübung brachte. Rodenbergs wohnten den Vorlesungen neuer Werke im Wildenbruchschen Hause bei, sie wurden Teilnehmer des Kummers über manche dieser glühenden Seele nicht ersparte Enttäuschung.

Wildenbruch ist wahrlich ein „edles Blut", bestätigte sich Rodenberg immer wieder. Am stärksten war er hingerissen, als Wildenbruch seine Doppeltragödie „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" vorlas. Schon als er Rodenberg und Wilhelm Dilthey in raschem Aufriß die Handlung des Stückes entwickelte, sprach er mit so ergreifendem Feuer, daß die Hörer alles, Kanossa, Peterskirche, Kaiser und Papst vor sich zu sehn glaubten. So gab Rodenberg, der neben Dilthey in dem Ausschuß für den Königlichen Schiller-Preis saß, von Herzen gern seine Stimme für Wildenbruch; acht von neun Mitgliedern stimmten für diesen, sieben erkannten den zweiten, noch freien Preis Gerhart Hauptmann für „Hanneles Himmelfahrt" zu. Es war Rodenberg wie Wildenbruch ein unerfreulicher Mißklang dieser Preisverteilung, als der Kaiser Hauptmann ausschloß und Wildenbruch beide Preise gab, der dann die Summe der Schiller-Stiftung und damit der Gesamtheit des Schriftstellertums überwies. Erich Schmidt aber, härter getroffen, legte seine Stelle als Sekretär der Kommission nieder.

In den Bund zwischen Wildenbruchs und Rodenbergs traten als drittes Paar die ältesten Berliner Freunde Karl und Bertha Frenzel. Jahrelang trafen sie sich zu sechsen an einem bestimmten Wochentage beim Mittagessen im Hotel Bellevue am Potsdamer Platz. Und hier ging das Gespräch bis in die letzten religiösen Tiefen, wie auf Tiergartenspaziergängen mit dem aus der Verbannung zurückgekehrten Friedrich Kapp Politik in Erinnerung und Hoffnung abgewandelt wurde.

Sie brachte wohl gelegentlich einen kleinen Zwiespalt in den Verkehr mit Eduard Lasker und Ludwig Bamberger, denn so liberal Rodenberg auch empfand (er unterbrach 1878 eine Auslandsreise, um den liberalen Stimmzettel für den Reichstag abzugeben), so sehr hing doch sein Herz an Bismarck, auch als dieser sich von den Nationalliberalen abgewandt hatte und Rodenberg seine innere Politik ablehnen mußte. „Wie klein, wie nichtssagend erscheinen Bismarcks Gegner, wenn es sich um den Staatsgedanken in seiner nationalen Tragweite handelt", gestand er sich einmal. Mochten sich aber hier und da politische Gegensätze auftun — sie berührten nicht den innersten Kern der Grundauffassung und trübten nicht die menschliche Beziehung. So mußte der Tod der beiden nahe verbundenen Politiker Rodenberg tief erschüttern. Als am 26. Januar 1884 Eduard Laskers Sarg von Amerika herübergebracht ward, ging Rodenberg, obwohl krank, zum Bahnhof, um ihn mit Forckenbeck, Rickert und anderen zu empfangen. Er betrat zum erstenmal die Synagoge in der Oranienburger Straße, der Gedächtnisrede Friedrich Kapps zu lauschen, und folgte dem eindrucksvollen Nachruf Bambergers in der Singakademie. Fünfzehn Jahre später ging er erschüttert hinter dem Sarge dieses langjährigen Nachbars.

Dem regelmäßigen Verkehrskreis gesellten sich vorübergehende Gäste; so kehrte einmal Theodor Mommsen zu Risotto und italienischem Wein in der Margarethenstraße ein. Der erste, der von außerhalb seine Schritte herauflenkte, war der große Essayist Karl Hillebrand aus Florenz, und ihm folgte aus der gleichen neuen Heimat der geistesverwandte Heinrich Homberger. Der Studienfreund Lammers, der Abgeordnete Schläger kamen und wieder und wieder der Schulfreund Heinrich Langwerth von Simmern, der die alten Bande spät neu befestigte. Georg Brandes erschien häufig während seiner Berliner Jahre. Mit Paul Lindau konnte sich ein wirklich warmes Verhältnis nicht herstellen, aber gelegentlich besuchten sie sich, und bei ihm traf Rodenberg in größerem Kreise den Grafen Herbert Bismarck, der sich als Verehrer der Rundschau bekannte, Karl Schurz und Albert Niemann, den er einst in Hannover zuerst gehört hatte, und der am 5. März 1879 in Gegenwart Kaiser Wilhelms den Titelhelden in Rubinsteins Oper „Feramors" hinreißend sang. Länger und andauernder waren die Beziehungen zu Professor Charles Marelle, flüchtiger die zu Hans Hopfen, dem Maler Franz Skarbina und dem jungen Alfred Lichtwark, der damals im Beginn seiner weitausgreifenden Tätigkeit stand. Bei einem Fest des heiter-geistreichen Kreises der „Zwanglosen" und auch sonst traf Rodenberg Karl Stauffer-Bern; er fühlte sich zu dem Manne, „dem das Feuer des Genies aus den Augen leuchtet", und der ein großer „Kellerianer" war, lebhaft hingezogen.

So oft Salvatore Farina aus Italien nach Deutschland kam, kehrte er im Rodenbergschen Hause ein. Ossip Schubin und Wilhelmine von Hillern, die er noch bei ihrer Mutter Charlotte Birch-Pfeiffer kennengelernt hatte, waren häufige Gäste. Adolf Wilbrandt fand im Hin und Her zwischen Rostock und dem Süden den Weg hinauf. Der liebste Besucher von außerhalb aber ward allmählich Bernhard Suphan, Erich Schmidts Nachfolger am Weimarer Goethe-Schiller-Archiv. Er brachte Beiträge und Anregungen und wußte auch Schätze in seine Sammlung zu entführen, wie der getreue Eckart des Hauses Arend Buchholtz viele Bände für die Berliner Stadtbibliothek mitbekam.

Wie Rubinstein zur Aufführung des „Feramors" wieder in Berlin einkehrte, so kam er fast Jahr um Jahr. 1888 wurde die gemeinsame Arbeit „Sulamith", vor langen Jahren als das Hohe Lied begonnen und 1883 in Hamburg erfolgreich aufgeführt, als Konzertstück im Opernhause gegeben. Schon dem „Feramors" gegenüber hatte Rodenberg nur noch ein gewisses verwandtschaftliches Interesse, doch wie für einen Verwandten, den man lange nicht gesehen, empfunden. Als vollends der Musikhistoriker Philipp Spitta eine neue Aufführung von „Waldmüllers Margret" anregte, lehnte Roden-

berg den Plan sofort ab; alles schien ihm zu leicht und zu inhaltlos. So machte ihm auch das Hohe Lied jetzt wenig Eindruck. Freilich fiel ja die Aufführung in das düstere Jahr 1888, dessen Druck auf Rodenberg lastete. „Deutschlands Heldenzeitalter ist zu Ende" — das war sein Gefühl am 9. März. „Wir haben ihn hinausziehen sehen in den Krieg", so schrieb er in der Rundschau, „unsern verewigten Herrn, das Haar schon silbern, aber das Herz fest in Demut vor Gott; wir haben ihn zurückkehren sehen, umringt von seinen siegreichen Scharen, jubelnd empfangen von seiner Hauptstadt und getragen gleichsam von der Begeisterung und Liebe ganz Deutschlands, dessen Fürsten auf dieses ehrwürdige Haupt die Kaiserkrone gesetzt, dessen Völker in ihm den Ersehnten, den Wiederhersteller der deutschen Einheit, Macht und Herrlichkeit, begrüßten. Länger als ein halbes Menschenalter haben wir ihn dann noch unter uns gesehen, schlicht und einfach in all seiner Größe, seine Gestalt wie die eines Patriarchen der Bibel. Solange er unter uns weilte, hatten wir ein Gefühl der Sicherheit, als ob er die Kraft besitze, Widerwärtiges von uns fernzuhalten oder zu mindern. Ein großes Stück Geschichte haben wir mit ihm erlebt, solch eines, das der Zukunft erhabene Erinnerungen hinterläßt, auf welchen die Blicke noch ungeborener Geschlechter mit Dankbarkeit ruhen werden."

Langsam suchte Rodenberg sich in der Lektüre Goethes dem dunklen Bann dieser düsteren Frühlingstage zu entwinden. Ihr Schleier umschattete auch die Feier der Silbernen Hochzeit am 9. Juni. Die zur Freude der Eltern herangewachsene Tochter verherrlichte sie durch einen schönen Sonderdruck des „Fantasus", den einst der Einundzwanzigjährige der zuerst heiratenden Schwester Pauline zur Hochzeit dargebracht hatte. Am Abend vereinigten sich die Verwandten des Mannes und der Frau mit einem Kreise von Freunden, Frenzels, Schlenthers, Bamberger, Marie von Olfers, Paetels, Julius Stettenheim, dem aus Wien herübergekommenen Eduard Hanslick und dem Hausarzt Wilhelm Fließ zum festlichen Mahl.

Sechs Tage später war Kaiser Friedrich gestorben, namenlose Qual beendet, furchtbare Spannung zerrissen. „Kein Blatt der Geschichte, das von großen Heldentaten erzählt, wird einst die Herzen der Menschen mehr rühren, als dieses, das nur vom jähen Wechsel des Schicksals, von einer grausamen Vernichtung zu berichten weiß, aber auch von einer Seelenhoheit und von einem Adel der Gesinnung, die beides überdauert. Sagenhaft wird es vielleicht den künftigen Geschlechtern klingen, wie dieser Kaiser an uns vorüberwandelte, wie die Hände seines ganzen Volkes klagend, bittend, beschwörend gleichsam sich nach ihm ausstreckten, und wie sie ihn doch nicht halten konnten." Und der dies in dem Nach-

ruf an der Spitze seiner Zeitschrift niederschrieb, sagte sich im Tagebuch: „Es wäre wohl ein unaussprechliches Glück gewesen, von Kaiser Friedrich regiert zu werden, wenn er gesund gewesen. Aber daß die Qual der Krankheit beendet, gibt auch denen ein Gefühl der Erleichterung, welche dem neuen Kaiser Wilhelm dem Zweiten nicht mit allzu großen Erwartungen entgegensehen.“ So wenig seine ganze Generation den Bahnen des jungen Herrschers mit wirklichem Vertrauen folgte, wollte sich Rodenberg doch immer wieder gegen Mißtrauen und Ablehnung wappnen, zumal ihm Rochus von Liliencron, der den Kaiser und die Kaiserin gut kannte, schon vor dem Thronwechsel immer nur Günstiges berichtete und Paul Güßfeld manchen Zug von der Herzensgüte und vorurteilslosen Freiheit Wilhelms des Zweiten, dessen regelmäßiger Reisegefährte er war, erzählte. Daß die alte Zeit wirklich und unwiderruflich vergangen sei, ward Rodenberg, wie allen andern, freilich erst im März 1890 bei Bismarcks Abgang ganz klar. Ein neues Geschlecht und eine neue Zeit sah er jetzt heraufkommen. Lebhaft vergegenwärtigten sich ihm die Tage — und sie schienen noch nicht allzuweit zurückzuliegen —, da Bismarck Freunden und Widersachern als ein neuer Mensch erschien, als einer, „von dem es ausgeht wie das Wehen und der Atem einer neuen Zeit, einer jener Gewaltigen, die sich mit dem ersten Schritt vernehmbar machen“. Das ganze Wandelbild der achtundzwanzig von Bismarck beherrschten Jahre rollte sich vor dem alt gewordenen Sänger für die Freiheit Schleswig-Holsteins, vor dem Dichter ab, der im Ausblick auf Bismarck seinen Cromwell gestaltet hatte. Und mit Erstaunen und Befremden fühlte er überall und gerade, wie es Chlodwig Hohenlohe bezeugt hat, in den Kreisen des hohen Beamtentums etwas wie ein Aufatmen. Schon längst hatte er sich auf den Herrendiners bei Friedrich Goldschmidt über manche Äußerung solcher Männer gewundert; jetzt mußte er, der Herausgeber von Kaiser Friedrichs Tagebuch, in Gesellschaft hoher Militärs und Beamten Bismarcks Partei ergreifen. Wie er 1869 in „Von Gottes Gnaden“ jenen Lord Protektor neben Bismarck gestellt hatte, neben den Führer „der der tiefen, lange unerfüllten Sehnsucht von Millionen Herzen einen Ausdruck lieh, einen Körper gab“, so hatte Rodenberg sich später nicht überwinden können, mit der Fortschrittspartei zu gehen. „Mit ihr gehen, heißt gegen Bismarck gehen, und das, wenn auch nicht in allen Punkten mit ihm einverstanden, kann ich nicht — dafür haben wir uns zu lange nach einem Manne gesehnt, der das Werk vollbringt, welches er vollbracht hat.“

Drei Jahre nach der Silbernen Hochzeit beging Rodenberg den sechzigsten Geburtstag — den fünfzigsten hatte er mit Gattin, Tochter und Mutter allein in Jugenheim an der Bergstraße gefeiert. Diesmal ward es ein größeres und

lauteres Fest in Berlin, sein treuer Verehrer Ludwig Ziemssen hatte in Nord und Süd, Paul Lindenberg in Über Land und Meer, mancher andere an anderer Stelle seiner gedacht, der ganze Kreis der Freunde und nicht zuletzt sein Verleger scharten sich um ihn, der Großherzog von Sachsen sandte sein Ritterkreuz, die Mitarbeiter der Rundschau eine Adresse, Vilma Parlaghy hatte ihn für die Familie gemalt. Er war tief bewegt, gerade weil er oft, auch in diesen Jahren der Erfüllung, mutlos und verzagt gewesen. Er gestand sich zuweilen, daß er das, was er eigentlich gewollt, nicht erreicht hatte. Unter schwerer Erkrankung, Nachwehen einer Malaria, hatte er sich wohl zugerufen:

Jetzt, wo dem Kraftberaubten, Kranken
So viele Tage nutzlos fliehn,
Laß mich, o Gott, dir zwiefach danken
Für das, was du mir einst verliehn.
Laß fester mich die Hoffnung hegen,
Daß es noch einmal wieder tagt,
Und daß der Arbeit Trost und Segen
Mir nicht für immer sei versagt.

Nun war er ganz von Dank für überreiche Liebe in Haus, Freundschaft und weit darüber hinaus erfüllt; aber er nahm das alles gleich dem alten Freunde Joseph Joachim, dem er zwei Tage später zu dessen sechzigstem Geburtstag Glück wünschen durfte, nur als eine Verpflichtung zu weiterer unermüdlicher Tätigkeit:

Du lieber Gott, gib mir zu tun!
Ich mag nicht rasten, mag nicht ruhn.
Die Stunden kann ich nicht genießen,
Die langsam ungenutzt verfließen.
Mich reut des Tages, der von früh
Bis spät nicht hat sein Maß an Müh;
Am letzten noch von meinen Tagen
Wird er mich vor dem Herrn verklagen.

Und er zog eine Art Bilanz, als er in diesem Feierjahr über sein Leben schrieb:

Laß unberührt
Den äußern Schein zerrinnen;
Das Licht, das niemals irre führt,
Ist Licht von innen.

Zu keiner Zeit hat Rodenberg davon abgelassen, an seiner Bildung weiter zu arbeiten. Mußte er für die Rundschau lesen, was der Tag ihm zuführte, so betrieb er daneben plan-

mäßig die Aufnahme dessen, was er in seinem Wissen als fehlend empfand. So hat er lange Jahre die antiken Dichter und Schriftsteller durchgearbeitet, mit der Ilias beginnend, zu den großen Dramatikern fortschreitend, und immer gab er sich von Gewonnenem und Erfahrenem Rechenschaft. Über Monate hin hat ihn gerade in den Tagen des beginnenden literarischen Umschwungs Euripides beschäftigt, er fand ihn zunächst gegenüber Aeschylos und Sophokles inferior, dann aber gewann er der klassischen Durchführung eines einfachen Motivs wie in der „Medea" oder in der „Alkestis" große Bewunderung ab. Er ging weiter zu den römischen Lyrikern und Komödiendichtern, dann zu den Geschichtsschreibern Roms, und von ihnen fand er den Übergang zu den deutschen Historikern. Wie er sich einst zu Göttingen in Macaulay hineingearbeitet hatte, so machte er sich jetzt Leopold Rankes Werke zu eigen. Er las, ganz gefangen, Mommsens „Römische Geschichte" und hatte die Genugtuung, daß sein Wort, die Darstellung der Varusschlacht habe ihm zum ersten Male die Wahrheit der Dinge selbst gezeigt, von Mommsen, der nach Scherers Bericht über den fünften Band unsicher und unzufrieden war, mit Wärme aufgenommen wurde: „Gott gebe, daß Sie Recht haben. Es wäre das, was ich zu erreichen gestrebt." Noch tiefer freilich als Mommsen, der zu Rodenbergs Bewunderung im Literarischen Sachverständigenverein eine Fibel mit demselben Ernst und derselben Schärfe behandelte, wie die Entzifferung einer römischen Inschrift, fesselte ihn von Band zu Band Heinrich von Treitschkes Lebenswerk. Es stand immer neben den Briefen Goethes und Schillers, Schriften Jakob und Herman Grimms und Fontanes „Wanderungen" auf dem Brett an seinem Ruhebett. Manches Jahr widmete Rodenberg, von Franz Xaver Kraus angeregt, Dantes „Göttlicher Komödie" in der Ursprache und in Gildemeisters Nachdichtung. Lange Zeit beschäftigten ihn die Werke Ernest Renans und Thomas Carlyles, wie er denn die ältere Literatur Frankreichs und Englands immer wieder genoß, Victor Hugo, den er im Jahre 1883 unter dem goldigen Grün seines Balkons zu Villeneuve am Genfer See gesehen hatte, so gut wie Dickens, Claude Tillier so gut wie den geliebten Thomas Moore. In Tagen, wo die eigene Schaffenskraft erlahmte, ward er auch einmal zum Übersetzer und verdeutschte etwa Novellen Salvatore Farinas und Bret Hartes, wie Frau Justina Wildenbruchs „Neid" für die Nuova Anthologia ins Italienische übertrug.

Unter denen, die ihm das äußere Leben leicht und reich zu machen strebten, stand Elwin Paetel, sein Verleger, obenan. Je mehr er empfand, zu welch gegenseitigem Glück und Aufstieg er sich einst Rodenberg verbunden hatte, um so enger schloß er sich an ihn. Als Paetel im Jahre 1895 in seinem

schönen Hause in der Kielganstraße sein fünfundzwanzigjähriges Verlagsjubiläum feierte, nun einer der großen deutschen Verleger, Vorsteher der Korporation der Berliner Buchhändler, da war nicht nur nach Pflicht, sondern auch nach innerster Herzensneigung Rodenberg der wärmste und anteilvollste Gratulant. Der anspruchslose, patriarchalische Geist des Hauses von Elwin und Emmy Paetel tat es ihm an: „Ich gewinne diese Menschen alt und jung täglich lieber und kann dem Geschick gar nicht genug danken, das mich mit ihnen zusammengeführt hat", schrieb er in den Tagen, da er als Taufpate im Hause Doktor Georg Paetels, des Sohnes, einkehrte, der nun des Vaters Teilhaber und Mitarbeiter geworden war.

Rodenberg traf sich mit Paetel auch in den Sitzungen des amtlichen Literarischen Sachverständigenvereins, für den Rodenberg mit dem Fleiß und der Genauigkeit, die ihm auch in kleinsten Dingen eigneten, manches Gutachten verfaßte. Hier kamen ihm in der sachlichen Aussprache mit den Juristen Otto Dambach (dem Vorsitzenden), Heinrich Dernburg und Paul Hinschius seine alten rechtswissenschaftlichen Kenntnisse zugute.

Auch in andern Angelegenheiten des öffentlichen Lebens suchte Berlin Rodenbergs Rat und Hilfe. Als ein Denkmal Chamissos errichtet werden sollte, wirkte er bei den Vorbereitungen mit, und vor dem Fallen der Hülle ward sein Festlied auf dem Monbijouplatz gesungen. Im Jahre 1879 hielt er dem Verein Berliner Presse im Saal der Loge Royal York, unter großem Eindruck auch auf die Hinterbliebenen, die Gedächtnisrede für die alten Freunde George Hiltl und Albert Emil Brachvogel und für Karl Gutzkow, den er noch zwei Jahre vorher zuletzt gesprochen hatte. Uhlands Hundertjahrfeier ging sein von Teresina Geßner gesprochener Prolog vorauf. Bei den Vorbereitungen für Goethes Monument war er beteiligt und stand unter den Bäumen des Tiergartens, als am 2. Juni 1882 Friedrich Schapers Marmorwerk enthüllt ward. Der Schiller-Stiftung widmete er manche Arbeitsstunde und schrieb ihr zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier in Arnims Saal Unter den Linden das anmutige Festspiel. Eigenste Neigung kam bei der Arbeit für das Lessing-Denkmal wiederum mit ins Spiel, denn gerade damals entwuchs Rodenbergs Wanderungen durch das alte Berlin und Studien im Partheyschen Hause unter Mithilfe von Lessings Großneffen Robert Lessing eine Schrift „Lessing in Berlin". Im Jahre 1884 wurde Theodor Storm, 1887 Henrik Ibsen unter seinem Vorsitz gefeiert. In den Denkmalausschuß für Hermann Helmholtz trat er, der Hilfe bei den ersten Rundschau-Mühen dankbar gedenkend, ein und begegnete, nicht zu seiner Freude, als er nach der Enthüllung neben Adolf Menzel im Vorgarten der Universität stand,

dem einstigen Studiengenossen, nunmehrigen Vizepräsidenten des Staatsministeriums Johannes Miquel.

Jahr um Jahr ward Berlin zu langen und kurzen Reisen verlassen. Mehrmals nötigte körperliches Unwohlsein zum Gebrauch der Bäder von Marienbad, häufig gingen die Reisen in die Schweiz, nach Pontresina, ins Alvaneubad im Kanton Graubünden, dann wieder nach der Bergstraße, insbesondere in das liebgewordene Jugenheim, an den Rhein. Im Jahre 1860 hatte Rodenberg einer Marburger Jugendfreundin Lilli von Schenck, als sie ihren oberhessischen Vetter, den Oberstkammerherrn Karl von Schenck zu Schweinsberg heiratete, ein Osterlied gewidmet. Wie er es sich damals gewünscht, kehrte er jetzt bei der Tochter, wie einst in ihrem Elternhause, ein, Schloß und Burg von Wäldershausen, nahe der Lahn, wurden das Ziel mancher sommerlichen Fahrt zu dreien. Alice war im Jahre 1880 von dem Pfarrer Kollreuter konfirmiert worden, und noch einmal stiegen alle religiösen Kämpfe der Jugend und der verflossenen Jahre in Rodenberg auf, als er die Tochter dem Christentum zuführte. Sein Wunsch war (das schrieb er ihr in einem aus der Tiefe geschöpften Brief), sie möchte im festen Glauben erreichen, was ihm und Justina, die der ihr angeborenen Religion völlig fremd gegenüberstand, innerlich unerreichbar geblieben war. Achtzehn Jahre später verlobte sich die Tochter dem Hauptmann Paul Nöhring. Am 8. Oktober 1898 ward sie durch Pfarrer von Soden, mit dem Rodenbergs in freundschaftlichem Verkehr blieben, in der Neuen Kirche am Gendarmenmarkt getraut und folgte dem Gatten in seine Garnison Straßburg. Seitdem gingen die Reisen der Schwiegereltern häufig ins Elsaß und nach Baden-Baden, wo die Kinder sie besuchten, und ihr Glück ward voll, als am 31. August 1900 der Enkel Julius Paul Richard geboren wurde: „Aus allem Widerstreit der Gefühle ringt sich eines mächtig hervor: an der Schwelle der Zukunft zu stehen, das Gefühl des Weiterlebens in dem nach uns kommenden, uns angehörenden Geschlecht." Im Hause des eben zum Major beförderten Schwiegersohns ward am 29. November die Taufe festlich begangen, und Jahr um Jahr erfreuten sich die Großeltern in Mörchingen, in Baden-Baden, in Berlin an dem verheißungsvollen Heranblühen des Enkels.

Wo aber auch die Fahrt hinging, immer führte sie für Tage und Tage nach Fulda; dort hatte die Mutter, nun schon Urgroßmutter, der verheirateten Tochter Bertha Markheim benachbart, eine hübsche Wohnung im alten Schloß inne. Genoß Rodenberg ehedem, noch außerhalb des Elternhauses, dessen Unterstützung, so konnte er das jetzt in unermüdlicher Fürsorge und Gebefreude vergelten. Jahr um Jahr wuchs er noch inniger mit der Mutter zusammen. Er ließ sie in eingehendstem Briefwechsel an seinem Leben teilnehmen,

seine Arbeit und seine Freuden begleiten und erlebte an ihr, was er von sich wünschte: „Selbst wenn wir älter werden, bewahren wir uns das schöne Vorrecht der Jugend an unserer Selbstvollendung weiter zu arbeiten." „Geliebte Mutter", so schrieb er ihr ein andermal, „Du willst zwar meinen Dank nicht, aber ich muß Dir dennoch danken, aufs Neue danken für Deine unerschöpfliche Liebe und Güte gegen mich, wie ich Dir schon unzählige Male seit meiner Kindheit und Jugend gedankt habe und niemals aufhören werde zu danken! Du mußt Dir dieses Geständnis meines Herzens gefallen lassen."

An kalten Wintertagen saß er bei ihr mit der Schwester, dem Schwager und deren Kindern am behaglichen Teetisch unter den alten Rodenberger Möbeln und Bildern, zur warmen Sommerzeit geleitete er sie durch die Gänge des Fuldaer Schloßgartens. Bei ihr traf er die beiden Brüder Karl und Gustav, die aus Amerika zum Besuch herübergekommen waren, und am 9. Mai 1887 vereinigte er sich mit den Schwestern Pauline Israel, Bertha Markheim und Emma Weinstein in Fulda, um die Achtzigjährige im Kreise der Enkel zu begrüßen. Noch hatte er im Oktober 1893 schöne Tage bei ihr zugebracht, da kam am 8. Dezember die Drahtnachricht, daß sie an Grippe gestorben sei, ihr letztes Wort war: Bete! Am 12. Dezember wurde sie neben dem Vater in Hannover beerdigt, und Rodenberg empfand erschüttert, daß die Jugend nun immer weiter ins Schattenhafte zurückgetreten sei. Er fühlte es um so tiefer, als er an ihrem Grabe Johanna Mandt wiederfand; nun erst, in langer wehmütiger Aussprache auf dem Kirchhof, klang friedlich aus, was vierzig Jahre früher in Stürmen begonnen hatte. Sein Herz trieb ihn alsbald, die Schwester Pauline in Stralsund zu besuchen und in der Stille der kleinen Stadt am Meer die Erinnerung an die dahingeschiedene Mutter zu feiern, die sein Leben nie verließ. Wie mag es ihn erschüttert haben, als er bei seinen treu gesammelten Briefen, von der greisen Hand geschrieben, den Satz fand: „Wie leicht trage ich mein einsames Leben durch seine innigen Briefe, die von Herzen zu Herzen gehen."

Justinas Schwestern waren der verheirateten ältesten gefolgt und nach Hamburg übergesiedelt, hier wohnte auch Rodenbergs Schwester Emma. So fuhr er häufig nach Hamburg hinüber, wo er auch Hans von Bülow wiedersah, dessen junge Gattin Marie kennenlernte und die Mitarbeiter der Rundschau Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch) und Ilse Frapan aufsuchte. Zwei andere und größere Beiträger seiner Zeitschrift traf er in Zürich, von wo aus einst Arnold Boecklin in sein Arbeitszimmer in der Margarethenstraße getreten war, „frei von aller Faxenmacherei, ganz aus demselben Guß wie Keller". 1877 sah er den in seiner Heimat

wieder. Die vierundzwanzig Jahre seit den Begegnungen in Berlin hatten Kellers Bart ergrauen lassen — sonst war er ganz derselbe, kein fließender Unterhalter, ein scharfer, oft kaustischer, nie bösartiger Kritiker. Im Jahre 1883, auf der Rückreise vom Genfer See, wo Rodenberg Rousseaus „Neue Heloise" mit zwiespältigen Empfindungen gelesen hatte, wurden er und Frau Justina von Keller in Zürich erwartet. Der schien nun ein alter Mann; schwer zum Sprechen zu bringen, aber unveränderlich in seiner Gradheit und Treue. Ein paar Jahre später traf Rodenberg ihn, da er allein in Zürich einkehrte, wie einen Bären in seinem Bau und schon stark mit den Gewohnheiten eines griesgrämigen Junggesellen.

Und immer, wenn Keller besucht ward, galt die Fahrt auch Konrad Ferdinand Meyer, der freilich in ganz anderer Art und Umwelt lebte. In patrizischem Wohlstand hoch über dem Züricher See angesiedelt, voller Selbstbewußtsein und Glücksgefühl, voll lebhaftesten Bedürfnisses nach Ansprache und immer in der Empfindung, ein Angehöriger der Schweizer Aristokratie und doch des großen deutschen Vaterlandes zu sein, für das ihn die Ereignisse von 1870/71 gewonnen hatten.

Tief erschütternd war das letzte Wiedersehen mit Keller in dessen Todesjahr 1890. Rodenberg kam aus Bern, wo er Joseph Viktor Widmann kennengelernt hatte, und Adolf Frey, einst als junger Doktor Rodenbergs Berliner Gast, schilderte Kellers Zustand als sehr schlecht. So wollte sich Rodenberg nach einem vergeblichen Anklopfen mit dem Besuch bei Meyer begnügen, der ihm das erste Kapitel der „Angela Borgia" vorlas. Dann aber sah er Keller doch noch auf seinem letzten Lager, voll freundlichen Anteils, aber schon von den Schatten des Todes umzogen.

Seit der Hochzeitsreise hatte Rodenberg Italien, seit langer Zeit Frankreich nicht wieder betreten. Im April 1880 führte ihn die Einladung des Deutschen Turnvereins in Paris zu einem Vortrage für deutsche Wohlfahrtszwecke dorthin. Paris übte keinen Zauber auf ihn, aber er freute sich der Bekanntschaft Ludwig Pfaus und Arthur Chuquets und plauderte lange mit Alphons Daudet. Im selben Jahr fuhr er zum zweitenmal nach Westen, um an der Fünfzigjahrfeier der belgischen Unabhängigkeit teilzunehmen. Er lernte in den Wochen, die er in farbenvollen Aufsätzen für die Presse und später in Buchform beschrieb, eine Fülle von Männern des öffentlichen Lebens kennen und gewann zugleich einen Einblick in das Land, wie ihn die früheren flüchtigen Besuche nicht hatten bieten können. Vier Jahre später sah das Ehepaar endlich Verona und Mailand wieder. Hier schlossen sie die durch lange Jahre immer wieder aufgefrischte Bekanntschaft mit Salvatore Farina und weilten dann mit Eduard Hanslick an den Seen. Die Reise nach Italien wurde nun häufig wiederholt. Gleich die Osterzeit des Jahres 1885 führte

für mehrere Wochen nach Rom, und wenn auch als schwere Folge dieser Reise eine Malaria zurückblieb, die Rodenberg für lange Zeit aufs Krankenlager warf, so war doch der Eindruck dieser römischen Tage so unvergeßlich, daß die Hauptstadt des neuen Italiens immer häufiger zum Reiseziel ward. Unterwegs wurde dann wohl bei Wilhelmine von Hillern, zuerst in Freiburg, später in Oberammergau Halt gemacht, in Freiburg auch immer wieder im Hause von Franz Xaver Kraus verweilt, der auf Rodenberg wie ein Bischof ohne Soutane wirkte. In Darmstadt ward Roquette zu Liebe, in Karlsruhe zur Einkehr im Hause Putlitz manche Reise unterbrochen, seit jener Professor, dieser Intendant geworden war. Im Jahre 1890 ging die Fahrt bis nach Neapel und Capri und zum erstenmal auch nach Pompeji. „Es ist, als ob alles nur scheintot wäre, immer wie bei Tagesanbruch, wenn die Stadt noch schläft." In Florenz ward Isolde Kurz, in Rom Grazia Deledda zur Führerin.

Auch Wien lag ja bei solchen Fahrten nahe am Wege. Dort war Justinas Bruder Eduard Professor der Medizin, dort wandelte auf der Höhe seines Lebens der Landsmann Franz Dingelstedt. Dicht vor der Ernennung zum Direktor des Burgtheaters hatte ihn Rodenberg zum erstenmal in der Hauptstadt Österreichs gesprochen, und zwar, merkwürdig genug, bei keinem andern als Heinrich Laube. Sie hatten damals in dessen Wohnung eine Beratung wegen des von Paris aus erbetenen Anschlusses an die Association literaire internationale. Sieben Jahre später, 1881, war Dingelstedt ein schwerkranker Mann, und Rodenberg stand in Erschütterung an seinem Bette, kaum daß der andere hessische Landsmann und Rinteler Schüler Friedrich Oetker im Berliner Augusta-Hospital diese Erde verlassen hatte. Daß Jugend und Heimat wieder voll emportauchten, gesellte sich ihm im halbdunklen Krankenzimmer Ludwig Gabillon, der einst die Bekanntschaft mit Marschner geknüpft hatte. Noch einmal erhob sich Dingelstedts ungebrochener Geist im Gespräch zu alter frischer Kraft. Als Rodenberg acht Wochen später auf dem englischen Landsitz seines Schwagers Alfred Schiff weilte (er war nach einem Triester Lieblingsplatz der Familie Santandrea benannt), empfing er die Nachricht von Dingelstedts Tode: eine Mahnung mehr an die dahingerauschte Jugend, in einem England, das sich auch in diesem Vierteljahrhundert für Rodenberg so mannigfach gewandelt hatte.

Als er im Jahre 1889 bewegt Dingelstedts Grabstätte besucht hatte, innerlich mit der ihm von dessen Kindern angetragenen Sichtung seines literarischen Nachlasses beschäftigt, konnte er von dort die Schritte zu neuer Freundschaft in Wien lenken. Marie von Ebner-Eschenbach war längst nicht nur eine Beiträgerin der Rundschau, auf die der Herausgeber besonders stolz war, sondern ihm auch herzlich verbunden.

So oft er mit Frau und Tochter bei ihr und ihrem Gatten, dem ehrwürdigen Feldmarschalleutnant, einkehrte, damals noch in dem alten, nun abgerissenen Ebner-Hause der Rotenturmgasse, wurden sie mit herzbewegender Freundlichkeit empfangen und nahmen Unvergeßliches mit.

Früh war über Rodenbergs Leben die Sonne Goethes aufgegangen, früh hatte er in Weimar weilen dürfen — von 1890 ab ward es ihm ein Stückchen Heimat. Seit seine Freunde Grimm, Scherer und Schmidt die Goethe-Gesellschaft ins Leben gerufen hatten, kehrte er fast alle Jahre um die Pfingstzeit im „Erbprinzen" ein. Hier wurden die Beziehungen mit Suphan und mit Schillers Enkel, dem Maler Ludwig von Gleichen-Rußwurm, freundschaftlich befestigt, hier traf er Paul Heyse wieder, der auch in seiner Vaterstadt bei Rodenbergs einkehrte. Hier trat er in nahen Verkehr mit dem Minister Karl Rothe, unter dessen Vorsitz er den Berliner Zweig der Schiller-Stiftung vertrat. Hier wanderte er mit Frenzel und Wildenbruch, wie an jedem Morgen mit Justina, „die liebe Wiese" lang. In Weimar erneuerten sich ihm auch die Beziehungen zum Großherzog Karl Alexander und seinem Hause. Alljährlich war er unter den Gästen des Fürsten im Wittumspalais und empfand immer von neuem die lebendige Überlieferung, die den Enkel Karl Augusts mit dem geistigen Werk des Ahnen verband. Er plauderte mit der Großherzogin Sophie über ihre dem lebendigen Gedächtnis Goethes und Schillers gewidmeten Werke, er erfreute sich des Umgangs mit dem früh verstorbenen Erbgroßherzog Karl August und seiner Witwe, „Weimars lieber Frau". So ward die Rundschau im Laufe der Jahre auch ein Weimarer Blatt, in dem der Herausgeber dem in schlichter Tätigkeit für Deutschlands höchste Anliegen wirkenden Fürstenhause geschmackvoll und in echter Liebe huldigte, den Dahingeschiedenen voll warmer Pietät den Nachruf schrieb.

Am 1. Oktober 1899 waren fünfundzwanzig Jahre dahingegangen, seit das erste Heft der Deutschen Rundschau an die Öffentlichkeit getreten war. Was Theodor Fontane, mit dem Rodenberg ohne engeren Verkehr gute Nachbarschaft hielt, damals empfunden hatte: „Das wird etwas", hatte sich weit über alle Erwartung hinaus erfüllt. Seltsam war Rodenberg zumut, da er am 19. September den hundertsten Band in seinem rot und goldenen Gewande zu den anderen stellte. Als er von einer langen italienischen Reise erquickt zurückgekehrt war, ward das Jubiläum heiter und festlich begangen. Der preußische Professortitel war das äußere Zeichen der Anerkennung, die Zahl der glückwünschenden Mitarbeiter und Leser von überall her, unter ihnen noch vier der Mitarbeiter des ersten Heftes (Julius von Verdy, Eduard Hanslick, Max Jähns und der getreue Karl Frenzel), zeigte den lebhaften inneren Erfolg. Aus Ostsibirien sandte eine deutsche Frau

ihren Dank mit der Zeichnung ihres Zedernwaldes — die Rundschau war das einzige sie mit der Heimat verknüpfende Band. Bei dem Festmahl, das Elwin und Georg Paetel mit heiterer Gastlichkeit veranstalteten, hielt Ernst von Wildenbruch die Rede auf Rodenberg. Mit dem Humor, der dem leidenschaftlichen Manne in hellen Stunden eigen war, verglich er den Herausgeber der Rundschau dem alten Homer, die Beiträger den Homeriden. Er rühmte den Freund, den Menschen und auch zumal den Herausgeber, von dem Erich Schmidt schalkhaft sagte, er habe nicht nur nach Goethes Gebot Anmut in das Geben, sondern auch Anmut in das Ablehnen zu legen gewußt.

Verleger und Freunde schmückten Julius Rodenberg auch zwei Jahre später den siebzigsten Geburtstag. Er mochte ihn nicht als lautes Fest begangen wissen, er wollte mit der Gefährtin seines Lebens allein sein. Nach einem Besuch der Gräber zu Hannover fuhren sie nach England hinüber. Voll empfand Rodenberg den Wandel der Zeit und seiner selbst, denn der Aufgabe, stets in Bewegung zu sein und sich mit so vielen Menschen in einer fremden Sprache zu unterhalten, fühlte er sich nicht mehr gewachsen. Um so lieber ward ihm die Einsamkeit schottischer Landschaft, die er nach Jahrzehnten wiedersah. Die Fingalshöhle ward besucht und schließlich in Edinburgh Rast gemacht. Und hier entfaltete Rodenberg am 26. Juni die von Elwin und Georg Paetel gerüstete Festschrift. Da sprach neben der Schwester Pauline, die das Gedenken der Kindheit und der Mutter beschwor, der engste Kreis von Lebens- und Arbeitsgenossen, Marie Ebner und Wilhelmine von Hillern, Frenzel und Wildenbruch, Heyse und Suphan, Erich Schmidt und Schlenther, Arend Buchholtz und die Verleger selbst. In Bewegung, ja, in Erschütterung, nahm Rodenberg dieses Buch in die greisen Hände; noch ahnte er nicht, daß der eine Rundschau-Freund, den schwere Krankheit an der Mitarbeit gehindert hatte, Herman Grimm nicht mehr unter den Lebenden weilte. Was diese ihm aus aufrichtigem Herzen heraus boten, war nicht nur Lohn, der reichlich lohnet; es war für den, der nicht das einst selbst gesteckte Ziel erreicht hatte, ein beglückender Beweis mehr, daß ihm auf andern Wege beschieden war, seinen Platz im deutschen Leben zu erreichen und zu behaupten.

Elftes Kapitel

Spätwerke

Einst, bei der Korrektur der „Grandidiers", hatte Rodenberg die Wandlungen überdacht, die er gerade bei der Schöpfung dieses Werkes bis zur äußersten Verzweiflung in sich durchgemacht hatte. Dann war er innerlich gehoben, äußerlich befriedigt. Und schon plante er einen neuen Roman. Alter Neigung folgend, sann er über eine Erzählung mit dem letzten Stuart als Hauptgestalt, und nur körperliches Unwohlsein hinderte ihn im Jahre 1878, eigens zur Vergegenwärtigung der geschichtlichen Umwelt nach Schottland zu reisen. Rasch aber ließ er den Plan wieder fallen; es lockte ihn mehr eine Geschichte aus seiner Zeit, etwa von 1848 bis 1866, also vor dem Beginn der „Grandidiers", zu schaffen. Bald brachte er den Gedanken ins Enge: er wollte das Frederichsche Haus, die alte Weinstube in der Potsdamer Straße (Menzels Stammkneipe) und die Familie ihres Besitzers in den Mittelpunkt stellen. Aber er kam über Ansätze und Entwürfe niemals hinaus. Gerade im Jahre 1885, als der Frederich-Plan immer fester wurde, überfiel ihn die schwere Krankheit, und die folgenden bis 1889 hin waren mit Arbeit, Aufregung, Bekanntschaften überreich gefüllt. Dazu kam die Herausgabe des Dingelstedtschen Briefnachlasses, zu dem er selbst zuweilen kein rechtes Zutrauen hatte, ohne doch von der übernommenen Freundespflicht weichen zu wollen. Inzwischen hatte sich auch die Gestalt des Romanentwurfs wiederum gewandelt, die Erzählung sollte jetzt in der hessischen Heimat beginnen und dann nach Berlin herüberführen, der Dichter wollte alt vertraute Zustände nochmals beleben. Schließlich aber blieb die Arbeit ganz liegen, und auf Rat seiner Frau löste Rodenberg aus dem Bruchstück lediglich ein paar wohlgeratene Skizzen und gab sie als anspruchslose Denkmäler heimatlicher Vergangenheit unter der Aufschrift „Alte Hessen" in die Rundschau hinein.

Rodenberg hatte ja immer schwer geschaffen, viel gefeilt, unendlich oft Fertiges verworfen und sich selten genug tun können. Dabei war sein Stil ungelenk geblieben und erst im Alter zu ruhigem Flusse gekommen; noch da hat er jüngeren Freunden wie Otto Pniower und Arend Buchholtz gegenüber seine Stilnöte beklagt. So ist er denn zu groß gerundetem Werk nicht mehr gekommen und sah sein Bestes, eben die „Grandidiers", nach dem stürmischen ersten Erfolge

rasch versinken. Noch hatte er im Jahre 1879 die Freude, daß ihn zum Geburtstag Paul Meyerheim mit zwei Bildern nach Motiven aus dem Roman überraschte. Aber mit dem Umschwung in der Literatur verschwand die Dichtung zunächst, und es hat mehr als dreißig Jahre gedauert, bis sie einem jüngeren Geschlecht wieder beschert ward.

Das nahende Alter aber mahnte Erinnerungen einzusammeln, und so errichtete Rodenberg um die Wende von 1881 und 1882 den beiden eben dahingegangenen Heimatgenossen und älteren Rinteler Mitschülern Friedrich Oetker und Franz Dingelstedt in „Heimaterinnerungen" an beide ein lebensgeschichtliches Denkmal. Es ward ein Buch voll vieler neuer Mitteilungen aus dem Weserlande und der kleinstaatlichen Geschichte, in der Bewertung Dingelstedts wenig kritisch, überall pietätvoll, im ganzen freilich willkürlich aufgebaut; so war Fritz Mauthners Tadel nicht unberechtigt, mochte auch, einem Mann wie Rodenberg gegenüber, dessen Verdienste doch Mauthner selbst anerkannte, die Form der Kritik verfehlt sein. Gottfried Keller hat sich des Buches ebenso gefreut wie Heinrich Kruse, Karl Frenzel und der alte Münchener Freund und hessische Landsmann Otto Braun.

Einheitlicher und einprägsamer waren die achtzehn Jahre später herausgekommenen, langsam beendeten „Erinnerungen aus der Jugendzeit", auch sie nicht etwa eine Selbstbiographie, sondern vier Kapitel, worin Rodenberg die Erzählung eigner Anfänge mit dem Gedächtnis Dahingegangener verband. Hannover und Rodenberg waren für ihn ohne Heinrich Marschner so wenig zu denken, wie London ohne Ferdinand Freiligrath und Emanuel Deutsch, dessen ahnungsvoller Ausruf: „Wer weiß, wie teuer ich mein ehrenvolles, viel beneidetes Amt werde zu bezahlen haben", so traurig früh herbe Wirklichkeit geworden war. Von allen dreien erzählte er hier; von Marschner mit dem bewundernden und liebenden Aufblick des viel Jüngeren, dessen unreifen Versen der Tondichter zum Leben verholfen hatte, von Freiligrath mit der immer noch ungebrochenen Liebe zu dem aufrechten Manne und voller Bewunderung für das Unvergangene in seiner Dichtung, von Deutsch mit dem wehmütigen Gefühl, diesem früh Vollendeten in seinen reichsten, besten und hoffnungsvollsten Tagen nahe gewesen zu sein. Die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß das Bildnis Emanuel Deutschs, den Rodenberg über die ganze kurze Strecke seiner Schaffensjahre begleitet hatte, am rundesten wurde. Und wie in später Erinnerung London noch einmal, zum letztenmal auftauchte, so belebte das letzte Viertel des Werkes das Berlin der fünfziger Jahre, die Stadt des alten Varnhagen, des werdenden Keller, der nun auch abgeschieden war, und des jungen Heyse, der mit Rodenberg unalternd alterte.

Im Jahre 1873 hatte Rodenberg in der Spenerschen Zeitung kurz vor dem Eingehn des alten Blattes seine Berliner Geschichte „Herrn Schellbogens Abenteuer“ erscheinen lassen. Die Erzählung genügte ihm in jener Form nicht; in langer und mühsamer, zum Teil in der Ruhe Fuldas vollbrachter Umarbeitung beendete er sie nach vollen siebzehn Jahren am 6. Januar 1890 zum zweitenmal und gab sie jetzt als eine „Studie aus dem alten Berlin“ neu heraus mit dem wehmütigen, für das Leben des Helden wie seines Verfassers geltenden Vers des John Burns als Leitwort:

Nun gehts den Berg hinab, John,
Doch Hand in Hand!
Komm, gib sie mir!

Im einfachsten Aufbau, schlicht und ein bißchen bewußt altmodisch, erzählt er die Erlebnisse eines Berliner Kleinbürgers, den die Braut am Tage der Trauung verlassen hat, und der sie nach dreißig Jahren unter seltsamen Umständen wiederfindet. Die Handlung, nicht überall wahrscheinlich und in der Tragik nicht völlig vertieft, tritt zurück hinter der Charakteristik des einfachen Helden und seiner Mitspieler. Mit einem milden Humor sind sie in das sterbende alte Berlin hineingesetzt, knapp und deutlich im Umriß, mit allen Eigenheiten unredensartlich erfaßt bis zu den kleinen Nebengestalten hin. Und wiederum gilt das Kennwort liebenswürdig für diese Geschichte, in der die ländliche Straße vor dem Potsdamer Tore und die Sandwüste um das Rondell (den heutigen Belle-Alliance-Platz) und den Kreuzberg zum Greifen deutlich gemalt sind.

Die alte Kunst, fremde Welt landschaftlich und geschichtlich darzustellen, bewährte Rodenberg noch einmal, als er im Jahre 1893 die Frühlingsfahrt schilderte, die er unter glücklichen Sternen nach Malta unternommen hatte. Zwei Jahre vordem hatte er zum erstenmal auf einer Fahrt ins Kerner-Haus zu Weinsberg Platens Geburtshaus in Ansbach gesehen, jetzt hatte er zu Syrakus erschüttert an des Dichters Grab gestanden, auf der Meefahrt von Neapel nach Sizilien und Malta Homers Gesänge gelesen — das alles und viele Züge maltesischer Geschichte und Volksart fing er in den Seiten des neuen Buchs auf, das vier Jahre darauf von Ottavio Grassi Badala und Caterina Firmatura di Chiosi ins Italienische übersetzt ward.

Mit drei Werken nahm er recht eigentlich Abschied. Im sechzigsten Lebensjahr erschien als Kern einer kleinen Sammlung die Erzählung von „Klostermanns Grundstück“. Cajus Klostermann, ein Berliner Stadtsekretär, lebt in engen Verhältnissen, aber in geistiger Lebensluft, kinderlos, mit seiner gleichgerichteten (der Witwe Titus Ullrichs nachgebildeten)

Frau in der Alten Jakobstraße zu Berlin. Traum und Ziel des Ehepaares, das die Hauptstadt und ihre Umgegend immer wieder mit bescheidenem Genuß durchwandert, sind ein eigenes Häuschen, ein eigener Garten. In einer Stunde der Verwirrung in den wirren Gründerjahren, durch einen leichtsinnigen Freund betört, wird Klostermann der langen Sehnsucht untreu und verliert die sauer ersparten Taler, als er, statt ein Landhaus zu kaufen, das Geld in eine Grundstücksspekulation gesteckt hat. Der Schlag betäubt ihn und entfremdet ihn der Frau, die neben ihm dahinsiecht. Erst ein Wort von ihr, ein entsagungsvolles Abschiedswort in der Dämmerstunde bringt ihn zu sich. Nun wird er langsam wieder der Alte, er spürt neue Spannkraft, gewinnt neue Liebe zu der mit ihm alt gewordenen Lebensgefährtin, und die Genesende führt er eines Tages zu Klostermanns Grundstück, dorthin, wo sich Berlin in Felder und Wiesen verliert, auf den großen neuen Friedhof der Stadt in Friedrichsfelde. Da hat er ihnen, die ewig nur Mietgäste im steinernen Meer bleiben durften, eine Wohnstatt zu Erb und Eigentum gekauft.

Als Vordeutung auf die noch ungeahnte Trübung ihrer Einigkeit haben die beiden Alternden ein seltsames Erlebnis. Sie wandern den Landwehrkanal entlang, die Nacht ist schon herabgesunken. Da kreuzt den Weg der ins Gespräch über die ersehnte Zukunft Vertieften ein Eisenbahnzug. Flavia läuft rasch hinüber, Cajus bleibt, wie gelähmt, stehn. Und indem der endlose Güterzug vorüberrollt, bemächtigen sich des Mannes Spukgebilde, „als ob sie nun getrennt seien für immer, als ob sie nie wieder zusammenkommen würden, sie beide, als ob Flavia gegangen und ihn allein zurückgelassen habe“. Martervolle Minuten verströmen, Jugend- und Schulerinnerungen schießen blitzschnell durchs Hirn — bis der letzte Wagen vorübergepoltert ist und die beiden sich auf halbem Wege treffen, um Hand in Hand weiterzugehn. Aber das bange Vorgefühl bleibt im Unterbewußtsein.

Die Geschichte ist, wie diese Episode, schlechthin meisterlich vorgetragen, mit einem Ton firner Altersweisheit, die sich niemals aufspielt, mit durchaus lyrischer Bewegung und ohne Stocken und Abschweifung hinerzählt, sparsam mit Bildern und Beiworten, lebendig bis in den kleinsten Zug. Rodenberg tritt mit diesem Stück, das Eduard Simson wie Erich Schmidt, Meyer und Marie von Ebner-Eschenbach gleichermaßen zu Herzen ging, zu den besten Schöpfern unseres Kleinrealismus, zu Wilhelm Heinrich Riehl und Heinrich Steinhausen, zu Hermann Oeser und Heinrich Seidel.

Den Heimaterinnerungen, die doch vornehmlich anderen galten, sandte Rodenberg lange Jahre später, 1907, Erinnerungen „Aus der Kindheit“ nach. Viele Monate hatte er das kleine Buch unter der Hand gehalten, immer wieder

daran gebastelt und sich sehr schwer entschlossen, es der Öffentlichkeit zu geben. Die Anregung war ihm gekommen, als Marie von Ebner-Eschenbach der Rundschau den Bericht über ihre Kinderjahre anvertraut hatte; aber zagend war er der gefolgt, die er so hoch über sich stellte. Als er Elwin Paetel die Handschrift sandte, schrieb er ihm: „Wirst Du glauben, daß die Trennung von diesem Manuskript mir schwer wird? Es ist mir, als ob ich zum zweiten Male von meiner Jugend Abschied nähme und all ihre harmlosen Geheimnisse auf den Markt brächte. Doch sei es drum; es ist mein literarisches Testament, das — halb und halb gegen meinen Willen — vor der Zeit geöffnet wird."

Und als die erste Korrektur eintraf, sagte der Sechsundsiebzigjährige zu Frau Justina: „Es ist mir, als wenn einer mit leiser Stimme etwas erzählt."

Mit diesen Worten hat Rodenberg selbst dies feine und schlichte, Frau von Ebner-Eschenbach gewidmete Buch auf seinen eigentlichen Ton hin charakterisiert. Mit verhaltener Stimme erzählt er da aus der Kindheit, die nun so weit zurücklag. Die Bilder der Großeltern und der Eltern, der Geschwister, der Nachbarn und der Jugendgespielen holt er wieder herauf und bettet sie in das liebevoll umfaßte, nie vergessene, immer noch als Urheimat empfundene schaumburgische Land, über das der Rodenberg lugt. Alle einzelnen Züge von Kinderart und Unart, von jugendlicher Lust und Enttäuschung, von Lehre und Spiel einen sich zum künstlerisch gefaßten Bilde. Wie wird der mit feinem Schönheitssinn gepflegte Garten der Mutter und wie dem gegenüber der geheimnisvoll verwilderte der Großmutter dargestellt! Wie deutlich erleben wir das Hineindringen von aufregenden Geschehnissen der kleinen Stadt in die wohlbehütete Kinderstube! Wie lebendig umfängt uns die Erwartung vor den Reisen nach Nenndorf und Hannover! Und wir fühlen deutlich: das Beste, was dem Schreiber zuteil ward, Ehrfurcht, Menschenliebe, Naturgefühl, offener Sinn für die Kunst als Gehalt und Schmuck des Lebens, sie haben in dem Hause der Eltern und den Jahren der Kindheit ihre nie abgestorbene Wurzel gehabt.

Schauensselig und mit unverminderter Aufnahmefähigkeit hatte Rodenberg seit dem Verlassen der alten Heimat die Welt durchwandert, aber schon im Jahre 1879 bei der Rückkehr von einer Reise tief empfunden, daß die Reize der vaterländischen Natur und die Beobachtung des vaterländischen Lebens ihm doch größere Bereicherung böten als der Aufenthalt in einer noch so gerühmten Gegend des Auslandes. Und so wurde der Wanderer durch England und Irland, durch Frankreich, die Schweiz und Italien schließlich ein unermüdlicher Beobachter dessen, was ihn seit Jahrzehnten umgab, des Lebens von Berlin. Gerade weil er, wie seine Alters-

genossen und wie alle Bürger einer geistigeren Zeit, das berlinische Wesen der Gründerjahre und des mechanisierten Zeitalters so bitter empfand, lenkte er immer wieder die Schritte in das geschichtliche Berlin, in seine ehrliche, unablässige Arbeit und in die grünen Oasen im Häusermeer. Immer noch begann der Tag mit Wanderungen im Tiergarten, in den letzten Jahren besonders auf den umbuschten Pfaden am Neuen See. Mit Schmerz hatte Rodenberg Hunderte von alten Bäumen, darunter manchen Freund, fällen sehen, dann aber war er Kaiser Wilhelm dem Zweiten doch dankbar, daß er den sumpfigen Wald durchlichtet und aus dem Tiergarten erst den schönen Park mit seinen großen Rasenflächen gemacht hatte. Betrat Rodenberg von der Charlottenburger Chaussee durchs Brandenburger Tor die Straße Unter den Linden, so mußte ihm Haus für Haus seine Geschichte erzählen. In rastloser Forschung machte er sich Berlin ganz zu eigen, er sah was noch stand, er hatte das alte Berlin gekannt und baute es sich nun wieder auf. In einer Reihe einzelner Genrebilder, deren erste schon der Berliner Paul Heyse „nicht feuilletonistisch, sondern künstlerisch" nannte, gab er nun seinen Mitbürgern Kunde von ihrer Stadt. Er führte sie in die Zelten und berichtete von der Entstehung des Schlosses Bellevue und der Konzertgärten am Tiergartenrande, einst Stätten politischer Aufregung. Er ging ihnen voran nach dem Norden, in den prachtvoll erblühenden Friedrichshain und in das Leben der Kleinbürger und der Arbeiterschaft um ihn herum. Er schilderte, wie sich aus den Sandflächen am Tempelhofer Berge die geschmackvollen Straßen am Fuße von Schinkels Denkmal der Freiheitskriege entwickelt hatten. Er rief das Andenken an bürgerlich-behagliche Zustände in den Gärten vor dem Potsdamer Tore auf und machte die Vorstadtbühnen an der einstigen äußersten Nordgrenze der Stadt, wo jetzt lärmerfüllte Straßen die einstigen Felder überdecken, wieder lebendig. Er wanderte auf die alten Kirchhöfe und trat an die Ruhestätten von Chamisso und Hoffmann, von Mendelssohn-Bartholdy und Theodor Döring, von Varnhagen und Nicolai. Er vermied auch nicht die alten Weinstuben, die Brachtsche, in der Lessing, und die von Lutter und Wegener, in der Hoffmann und Ludwig Devrient mit früheren Geschlechtern gezecht hatten, er zeichnete, indem er an seinen Bauten vorüberschritt, ein Bild des großen, übelbelohnten Baumeisters George Wenzeslaus von Knobelsdorff, und er bot eine Überschau der weitgespannten städtischen Verwaltung, indem er von dem Werden und Wachsen Berlins Rechenschaft gab, dessen Zeuge er ja seit seiner Studentenzeit bis ins hohe Alter, von Friedrich Wilhelm dem Vierten bis zu Wilhelm dem Zweiten hin war. Die Einzelbilder aber schloß er zusammen und ab; er setzte hinter die leicht gerundeten „Bilder aus dem Berliner Leben", die

seit dem Jahre 1886 immer vermehrt und vertieft erschienen, einen Band, der nur der Via triumphalis der Kaiserlichen Hauptstadt, der Straße Unter den Linden galt. Er trägt die Geschichte der Straße vor, läßt ihr früheres Bild aus alten Reisebeschreibungen wieder aufleben und verfolgt dann vom Brandenburger Tor an den breiten Pfad bis hin zum grauen Schloß. Goethe und Schiller in Berlin, und wiederum Gottfried Keller an derselben Stelle unter den Zeitungen einer der alten Konditoreien, die Universität in einer bald hundertjährigen, die Akademie in ihrer doppelt so langen Geschichte, die Charakterköpfe ihrer Lehrer und Forscher, berlinische Persönlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts, wie die Herzogin von Kurland, und solche des neunzehnten, wie Meyerbeer, der einst den Proben des „Mädchens von Korinth" beigewohnt hatte — sie all wandeln wieder an uns vorüber. Die unglückliche Gemahlin Friedrichs des Großen und die schmerzgeprüfte, unvergessene Königin Luise — sie alle stehen im Bilde. Geschichtliche und kunstgeschichtliche Betrachtungen werden von Anekdotischem liebenswürdig und unaufdringlich unterbrochen. Und mit jenem, von Fontane gerühmten „schönen Dankbarkeitszuge" ließ er die Wanderung mit der Feier des fünfundzwanzigjährigen Herrscherjubiläums Kaiser Wilhelms des Alten beginnen, mit seiner Bestattung ausklingen. Mit Recht erkannte Frenzel, daß das Buch auch die Freundschaft der beiden Alten mit umschließe, und mit gleichem Recht rühmte er:

> So schildern deine Bilder aus dem Leben
> Berlins nicht nur das äußerlich Geschaute
> In Nord und Ost und unter unsern Linden,
> Der Dinge Wandel, der Geschlechter Wechsel,
> Du selber trittst in deiner besten Kraft
> Und deines Wesens eigenster Entfaltung
> Aus ihnen liebenswürdig uns entgegen.

Ein besonderes Verdienst zu all den andern aber erwarb sich Rodenberg als Berliner Spaziergänger: er zeichnete ein rundes Bildnis des großen romantischen Erzählers, der in seinen Meisterjahren diese Straße gewandert war und Berlin unvergeßlich festgehalten hatte: E. T. A. Hoffmann. In Hoffmanns Dichtungen — darauf wies Rodenberg mit Nachdruck hin — lebt das alte Berlin und ist wirklich in aller zauberhaften Unwirklichkeit. Er nannte den Ostpreußen den Vater des Berliner Romans und ließ die Mitbürger noch einmal von des Vetters Eckfenster über den Gendarmenmarkt sehn, mit Hoffmanns Gestalten die lärmende Königstraße durchwandern und das „Öde Haus" besuchen. Mit liebender Wärme hat Ernst von Wildenbruch diese große Liebestat Rodenbergs gepriesen, und Hans von Müller, Hoff-

manns Erforscher, hat richtig festgestellt, daß Hoffmann als Schilderer Berlins überhaupt erst durch Rodenberg entdeckt worden sei; er nennt Rodenbergs Urteil über Hoffmann als Berliner Erzähler bis heute unübertroffen. Es war eine Folge dieser aus langer Forschung geschöpften Rodenbergschen Anschauung, daß er auch in der Rundschau Georg Ellinger und Hans von Müller über Hoffmann zu Worte kommen ließ.

So rundet sich Julius Rodenbergs Lebenswerk: der Wanderer war heimgekehrt. Auf dem Boden, darauf er „Die Grandidiers" heimisch gemacht hatte, war ihm die späte Frucht der Meistererzählung von Klostermanns Grundstück zugefallen. Hier hatte er die humoristische Altberliner Vollgestalt Traugott Ewald Schellbogens erfaßt, und hier schließlich seinen neuen Landsleuten, denen er ein unverkünsteltes Bild seiner Kindertage darbrachte, noch Wesen und Geschichte ihrer Stadt bauen dürfen. In ein spätes Gedicht, eins der vollendetsten und reinsten, das ihm je gelang, hatte er sein Herbstgefühl ausgegossen:

Nun, da dir in reifen Farben
Herrlich das Gelände blinkt
Und, gebunden schon die Garben,
Hoch im Feld die Ernte winkt,

Da der Abend durchs Gefilde
Dämmrig wandelt, leis und kühl,
Nun genieß es ganz, dies milde,
Wundersame Herbstgefühl —

Dies Empfinden des Gelungenen,
Das kein Zufall mehr zerstört;
Die Gewißheit des Errungenen,
Das dir sicher angehört.

Auf diese Ernte seiner Spätzeit durfte er es mit vollem Bewußtsein anwenden. Der einst in den gleichen Jahren wie Theodor Fontane nach England gefahren war und dem ohnmächtigen Deutschland seiner Zeit das mächtige Inselreich geschildert hatte, er hatte jetzt, wie der Wanderer Fontane die Mark, so das viel geschmähte und gewiß oft sehr unliebenswürdige märkische, preußische und deutsche Berlin, die Hauptstadt des noch in voller Macht prangenden Kaiserreichs, unvergeßlich dargestellt. Indem er Theodor Fontanes Werk in seiner persönlichen Art, nun sicher und auf deutschem Boden wieder ganz er selbst, ebenbürtig ergänzte, durfte er unter reinen Herzens und großen Sinnes vollbrachte, liebevolle und liebenswerte, dauerhafte Lebensarbeit den Schlußstrich setzen.

Zwölftes Kapitel

Im Abendgold

Nun ist der Sommer bald verflossen,
Und ach, noch eben war er jung;
Was wir von seinem Duft genossen,
Wird langsam schon Erinnerung.

Wohl bessre Stunden, schönre waren,
Als erst sich fügte Ring an Ring;
Als es in unsren frühen Jahren
Von Tag zu Tag noch aufwärts ging.

Nun wird die Dämmerung schon länger,
Der Pfad scheint endlos ausgedehnt;
Und manchmal fragt das Herz sich bänger,
War's das, wonach du dich gesehnt?

Bricht noch einmal der Jugend Schimmer
Durch Glutgewölk, und strömt der Quell
Des Lieds, bevor er stockt für immer,
Noch einmal aus den Tiefen hell?

Ich weiß es nicht, doch heut empfinde,
Doch heute fühl ich, was es heißt,
Wenn uns ein Gott die dunkle Binde
Noch einmal von den Augen reißt.

Zwar wenig hab ich dir zu geben,
Und was ich gebe, war schon dein:
Es soll ein ungeteiltes Leben
Und noch zuletzt ein Aufwärts sein.

Die Stimmung dieser Spätverse an Justina lag auf den Jahren, die Rodenberg nach dem siebzigsten Geburtstag noch beschieden waren. Immer wieder schien es ein Abschied zu werden — immer wieder brach das Leben neu durch. Freilich lichtete sich die Schar der alten Freunde. Im Jahre 1907 ging nach langem, schwerem Leiden, noch kein Sechziger, Elwin Paetel dahin. Dreiunddreißig Jahre hatten Rodenberg und er miteinander gearbeitet und waren weit über die geschäftlichen Beziehungen hinaus zusammengewachsen, in Geschmack und Lebensanschauung, in bürgerlichem Bewußtsein

wie in groß empfundener deutscher Gesinnung einander innerlich nahe. Mit voller Betonung nannte der Herausgeber der Rundschau ihren Verleger am frischen Grabe ihren idealsten Mitarbeiter. Niemals — so rühmte er ihm nach — habe er in ihre eigentliche Leitung eingegriffen, immer aber durch sein feines Taktgefühl sie zu beeinflussen gewußt. Die Zeitschrift war Elwin Paetel eine Ehren-, und mehr noch eine Herzenssache gewesen; und wie der eine Freund fand, daß ohne den andern das Werk nicht möglich gewesen wäre, so sah er wohl, daß es nur in seinem Sinne fortzuführen war.

Als der Bechsteinsaal eröffnet ward, hatte Rodenberg seine ganze musikalische Jugend an sich vorüberziehn sehn: am ersten Abend spielte Hans von Bülow, am zweiten Joachim und Brahms, am dritten Rubinstein. Nun gingen sie, einer nach dem andern. Zu Rubinsteins Totenfeier schuf Rodenberg einen Prolog, den Adalbert Matkowsky sprach; er setzte ihm auch in der Rundschau ein Denkmal.

1909 starb die Schwester Pauline und in denselben Wochen Ernst von Wildenbruch, mit dem Rodenberg den alten freundschaftlichen Verkehr, in immer steigender Neigung für Wildenbruchs Güte und Herzensreinheit, zu Berlin und Weimar fortgesetzt hatte.

Neue Freunde kamen ins Haus. Auf Lasker und Kapp, Alexander Meyer und Bamberger folgte deren Parlaments- und Gesinnungsgenossen Georg von Bunsen und Max Broemel. Konrad Burdach, als Mitglied der Akademie nach Berlin berufen, trat in den engsten Bezirk der Margarethenstraße und brachte die herzliche Wärme und die musische Anmut seines Wesens in den Kreis, dem sein engster Fachgenosse Erich Schmidt auf der Höhe seiner Laufbahn, wie in jähem Sturz entrissen ward. Otto Pniower, jetzt Leiter des Märkischen Museums, gehörte in diesen Spättagen zum nahen Kreis der Freunde. Der Geschichtsschreiber der Friedrich-Wilhelms-Universität, der bei der Hundertjahrfeier neben dem Jubiläumsrektor gestanden hatte, Max Lenz, ward mit den Seinen häufiger Gast in der von Bildern und Erinnerungen allgemach ganz erfüllten Behausung. Der greisen, immer noch jugendhaft lebendigen Marie von Olfers folgten jüngere Schriftstellerinnen, Marie von Bunsen, Elisabeth von Heyking, Emmi Lewald, die Tochter eines Studiengefährten von Rodenberg, des oldenburgischen Ministers und Historikers Günther Jansen, jetzt die Gattin eines Neffen von Fanny Lewald. Jüngere Schriftsteller und Kritiker wie Fedor von Zobeltitz, Willy Pastor, Ernst Heilborn, Paul Goldmann mit ihren Frauen kamen ins Haus. An die Stelle Julius von Eckardts, des vortrefflichen politischen Mitarbeiters der Rundschau, trat sein Sohn Felix, zugleich Geffckens Schwiegersohn; der Maler Franz Hoffmann-Fallersleben brachte ferne

Zeiten wieder, in denen Rodenberg mit seinem Vater verkehrt hatte.

Im Jahre 1904 ward das fünfzigjährige Freundschaftsjubiläum mit Robert Radecke begangen. Radecke hatte einen Freundschaftswalzer komponiert, der nun häufig auf Frau Justinas Klavier unter seinen Händen ertönte, bis auch ihn der Tod abrief.

Noch immer war Rodenberg reiselustig. Italien war fast in jedem Jahr das Ziel einer Frühlings- oder Herbstfahrt. Gewöhnlich ging es nur bis an die Seen oder an die Riviera, aber noch fünfmal nach Florenz und Rom. Wie im Traum schritt der Greis im fünfundsiebzigsten Lebensjahr noch einmal den gewohnten Weg die Via Sistina hinauf; und dieses fünfundsiebzigste brachte eine große Freude und Überraschung. Mit dem Gefühl eines Revenant hatte Rodenberg im siebenten Lebensjahrzehnt wieder einmal die Vaterstadt und die Heimat aufgesucht. Fast niemand lebte mehr, der ihn noch aus jungen Tagen kannte — die Stadt selbst und ihr Berg, Rinteln und die Weser aber waren noch da. In Rinteln hatte er die Anbringung einer Gedächtnistafel an dem Hause Dingelstedts angeregt. Jetzt, im Jahre 1906, ließ ihn der Magistrat von Rodenberg wissen, daß sein Geburtshaus mit einer Marmortafel geschmückt werden sollte. Der Einladung zur Enthüllung wich er aus, aber seine Frau und zwei seiner greisen Schwestern wohnten der Feier bei, die das ganze Städtchen um das alte, in seinem Oberstock vielfach umgebaute Haus versammelte. Als Justina, ganz erfüllt von dem tiefen Eindruck dieser Feier, in sein Arbeitszimmer trat, da empfand er: die Heimat hat mich wieder heimgeholt; er empfand es mit doppelter Dankbarkeit, weil der Festredner Doktor Linse auch seiner Mutter gedacht hatte.

Fuhr Rodenberg nach Süden, so trat er auch dort an Gräber. Keller und Meyer waren nicht mehr, aber neue Freundschaft erblühte in der Schweiz mit Ernst Zahn; „in seiner doppelten Eigenschaft als Geschäftsmann und Poet erinnert er mich an Freiligrath, und wie diesem leuchtet auch ihm die Herzensgüte aus den Augen."

In Karlsruhe begegnete ihm, wenn er Baden-Baden oder Badenweiler aufsuchte, Otto Frommel, in Wien neben Mariens von Ebner-Eschenbach steter Freundschaft Anton Bettelheim, ein fruchtbarer Mitarbeiter der Rundschau, der Schwager ihres Beiträgers August Fournier, der Schwiegersohn Ludwig Gabillons, hannöverschen Angedenkens.

Wie Rodenberg die Bande mit Weimar fest und fester knüpfte, so traten in seinem geistigen Haushalt Goethe und Schiller in diesen hohen Jahren immer beherrschender hervor. „Goethe muß man uns nicht aufdrängen wollen, er kommt von selbst", schrieb er spät ins Tagebuch. Noch kurz vor ihrem Tode hatte er der Mutter ausgesprochen: „Neben der

heiligen Schrift, die mir gerade jetzt wieder ein erhebendes Studium geworden, ist und bleibt für uns doch Goethes Persönlichkeit und Dichtung dasjenige, was unserm geistigen Leben Inhalt und Richtung gegeben hat. Die Liebe zu ihm habe ich von dir erhalten, zu einer Zeit, wo ich ihn noch nicht einmal verstand; denn außer allem andern hat er auch noch das Besondere, daß man ihm mit zunehmenden Jahren immer näher kommt, und wenn ich mich jetzt auf viele Jahre rückwärts besinne, so wird mancher Vers von ihm, den ich in der Schule auswendig gelernt habe, mir jetzt erst zur tröstlichen Wahrheit." Und Jahre hindurch hat er wieder und wieder Schiller gelesen und studiert, neu hingenommen wie einst in der Jugend. Goethe und Schiller halfen ihm über freudlose und mutlose Stunden hinweg, wenn er den Kreis der Alten sich lichten, wenn er sein dichterisches Werk dem Gedächtnis der Gegenwart entsinken sah. Als er den „Wilhelm Meister" wieder vornahm, traf ihn der Satz: „Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist." Um so tiefer spann er sich in solcher Stunde in Erinnerungen. Unter ein spätes Bild von Justina und sich schrieb er:

Sieh die beiden Alten,
Glücklich stets zu zwein,
Die hier Zwiesprach halten
Bei der Lampe Schein.

Wie in ferne Weiten
Ist der Blick gewandt,
Buch und Heft entgleiten
Langsam ihrer Hand.

Und daß nichts sie störe,
Tickt die Uhr nur sacht,
Und so leis, als höre
Wandeln man die Nacht.

Wer auch möchte lesen,
Wenn, im Traum verirrt,
Das, was einst gewesen,
So lebendig wird.

Es ward ihm, weit über die eigene Lebenszeit hinaus wesenhaft, als er dem Weimarer Hoftheater zur letzten Aufführung am Goethe-Tag im alten Hause den Prolog zum „Tasso" schrieb:

Noch rauscht die Ilm ihr alt urewig Lied;
Noch grünt die liebe Wiese, webt der Traum
Von dem, was war, im Park von Baum zu Baum;

Auflebt mit jedem neuen Frühlingsstrahl
Der Wald von Ettersburg und Tiefurts Tal,
Und in den Straßen noch weckt jeder Schritt
Erinnrung, die uns still zur Seite tritt.

Wie unberechtigt jenes gelegentlich in Rodenberg auftauchende Gefühl der Entbehrlichkeit war, bewies die Feier seines achtzigsten Geburtstags am 26. Juni 1911; sie zeigte ihm noch ein Weiteres: er war nach Wirkung und Geltung keineswegs nur, wie er in bedrückter Stunde empfand, „gleichsam ein Techniker der Literatur, einer, der die Geschäfte der andern besorgt". Und er genoß weithin menschliche Liebe und herzlichen Anteil. Die noch lebenden drei Geschwister, Emma, die verwitwete Bertha und der aus Amerika hergereiste Gustav versammelten sich um den ältesten Bruder. Er beging den Tag nicht in Berlin, sondern nahe der alten Heimat, in Hannover, über den Gräbern der Eltern. In Berlin aber rauschte ein Strom von Glückwünschen ins Haus. Keiner aus dem Kreise der Rundschau, niemand aus dem Freundeskreise der Margarethenstraße fehlte. Zwanzig engere Freunde hatten sich auf Arend Buchholtz's Anregung zu einer Festgabe vereinigt. An ihrer Spitze stand der Urfreund Karl Frenzel, neben ihm Paul Heyse und Marie von Ebner-Eschenbach, Broemel, Burdach und Zahn, Meyerheim und das Ehepaar Heyking, Charlotte Lady Blennerhasset und Enrika von Handel-Mazzetti, der Feldmarschall von der Goltz und der Gesandte Raschdau, Richard Voß (eine Zeitlang Rodenbergs Nachbar in der Margarethenstraße), die Witwen von Charles Marelle und Julius Schulhoff, der Bruder und die Witwe Ernsts von Wildenbruch und Frau Olga Schiff. Sie übersandten unter Glas und Rahmen Schillers ersten Brief an den „berühmten Musikus" Zelter in Berlin vom 8. August 1796. Nun ruhten Rodenbergs Augen, wenn er sie vom Schreibtisch nach rechts schweifen ließ, immer auf den geliebten Schriftzügen der unsterblichen Hand. Die Stadt Berlin hatte eine Straße nach dem Verfasser der „Grandidiers" und der Bilder aus dem Berliner Leben benannt, sie drückte Anteil und Glückwunsch in einem langen, von Georg Reicke verständnisvoll gefaßten Schreiben aus. Von Weimar her nahten, durch Wolfgang von Oettingen vertreten, Goethe-National-Museum und Goethe-Schiller-Archiv; die Schiller-Stiftung erkor Rodenberg zum Ehrenmitglied. Dann aber kam die hessische Heimat. Rodenberg wählte den Mann, der den Namen des Städtchens durch die gebildete Welt getragen hatte, zu seinem Ehrenbürger; wie muß es ihn bewegt haben, unter dem Bürgerbrief den Namen Schlichting zu lesen, dessen nachbarlicher Klang mit seiner Jugend war. Er, dessen Vorfahren nicht innerhalb der Tore hatten wohnen dürfen, trug jetzt die Bürgerkrone seiner Geburtsstadt.

Die alte kurhessische Landesuniversität Marburg ernannte Julius Rodenberg ehrenhalber zum Doktor der Philosophie. Ihr Diplom erinnerte an seine Marburger Studentenzeit, rühmte ihn als Romandichter, der auch das Marburger Leben zu schildern nicht vergessen habe; es gedachte in feierlicher laudatio der Deutschen Rundschau, die durch das Gewicht ihrer Mitarbeiter und die Umsicht und Anmut des Herausgebers unter den ähnlichen Werken unserer Nation den Vorrang erreicht habe.

Das beste Zeugnis hierfür war die schöne Adresse, die Rodenberg nach seiner Rückkehr von den Herausgebern der größten deutschen Monatsschriften unter Führung von Friedrich Düsel und Hans von Zobeltitz überreicht ward. Ihrem „Meister und Vorbild" huldigten da einträchtig so grundverschiedene Blätter, wie die Neue Rundschau und die Konservative Monatsschrift.

Alles stieg wieder empor: der Enkel sandte vom Kadettenkorps horazische Verse, während gleichzeitig die Rinteler Stadtschule ihren Glückwunsch entbot. Die Göttinger Allemannen grüßten den Bundesbruder, die Berliner Turnerschaft den Verfasser des Liedes:

„O Welt, du bist so wunderschön
Im Maien!"

Der Verein für die Geschichte Berlins dankte dem Wanderer durch die alten Straßen der Hauptstadt, und im Garten des Lessing-Museums hielt am 2. Juli Eugen Zabel vor einem großen Hörerkreis die Festrede. In der Presse ward Rodenbergs Bild von dem ältesten Freunde Frenzel, wie von dem jüngeren Geschlecht liebevoll und eindringlich dargeboten.

Wie bangte mir, als das Entfernte
Mir näher, immer näher schritt!
Doch nun, am hohen Tag der Ernte,
Welch reichen Segen bringt er mit. —

das war Rodenbergs tief dankbare Empfindung.

Als ein dauerndes Denkmal dieses Tages blieb ihm seine Porträt-Plakette vor Augen, die Georg Paetel von Hugo Lederers Meisterhand hatte herstellen lassen.

Das Jahr 1912 brachte noch eine Nachfeier ergreifender Art: eine neue Ausgabe der so lange verklungenen „Grandidiers"; unverändert ließ der Greis sie in die veränderte Zeit hinausgehn. Im Jahre 1913 begingen Julius und Justina Rodenberg die Goldene Hochzeit, still vereinigt in Heiligendamm am geliebten Meer. Mit Abschiedsgedanken durchwanderte der Zurückgekehrte sein Berlin, abgestoßen von

vielem, von den Sitten neu heraufgekommener Gesellschaft, den Moden einer im Geschmack unsicher gewordenen Zeit, dem Rasen der Kraftwagen, erstaunt und erfreut über die neuen Anlagen im Schiller-Park, im Botanischen Garten. Und Abschied wollte er nun auch von dem Lebenswerk der Rundschau nehmen. Im Februar 1914 faßte er den Entschluß, mit dem Ablauf des nächsten Halbjahres die Leitung niederzulegen und sie Bruno Hake zu übergeben.

Den Übergang seines Werkes in andere Hände kündigte er noch selbst im vierten Heft an, erleben sollte er ihn nicht mehr. Am 9. Juni kam er mit der Gattin von dem gewohnten Spaziergang, regendurchnäßt, in einem leichten Fieberschauer zurück, am 10. Juni traf eine noch von Karl Frenzel selbst adressierte Rohrpostkarte ein, auf der die Haushälterin des Verwitweten nach Frenzels Vorschrift dessen Tod meldete. Rodenberg, der erst vor wenigen Wochen den befreundeten Altersgenossen Paul Heyse zu beklagen gehabt hatte, ward schonend vorbereitet, fuhr nach der Dessauer Straße hinüber und trat an das Bett des ältesten Freundes, erschüttert und erhoben über den friedevollen Ausdruck auf dem erloschenen Antlitz. Er vermerkte im Tagebuch den Tod — es war seine allerletzte Eintragung — und diktierte dann, zum Schreiben zu schwach, den Nachruf für die Rundschau, der Berliner Anfänge gedenkend, da Frenzel und er als junge Schriftsteller gemeinsam ganz unten an den Stufen gestanden, den tiefen Kenner der französischen Klassik rühmend, voll warmer Liebe für den Berliner in Karl Frenzel, voll tiefer Dankbarkeit für die vierzigjährige ununterbrochene Mitarbeit an der Zeitschrift. Und nicht zuletzt gedachte er des Freundesbundes zwischen Wildenbruch, Frenzel und ihm selbst, jener Zusammenkünfte, in denen sich Frenzels Glaube an die Wanderung und Vervollkommnung der Seele über das scheinbar leidenschaftslos kritische Wesen des Freundes hinaus offenbart hatte.

Bald aber mußte Rodenberg dem Spaziergang wie der Arbeit entsagen. Ohne daß er eigentlich krank war, befiel ihn große Schwäche, er mußte das Bett aufsuchen und konnte es nicht mehr verlassen. Er fühlte das nahe Ende, doch blieb er aufrecht und teilnehmend, besprach mit Bruno Hake eingehend Einzelheiten für die Gestaltung der noch von ihm vorbereiteten Rundschau-Hefte und freute sich an allem, was ihm von außen zukam, so an einem Gruß des letzten Besuchers, des Schulfreundes Heinrich Langwerth von Simmern. In der neunten Morgenstunde des 11. Juli 1914 ist er ohne Kampf, ganz unvermerkt vom Leben zum Tode hinübergegangen. Derselbe Friede, der auf Frenzels Zügen lag, verklärte auch die seinen.

Drei Tage später, am 14. Juli, verließ Julius Rodenberg zum letztenmal seine Wohnung in der Margarethenstraße.

An seinem Sarge sprach im Namen der Freunde Max Lenz. Er rühmte den Mann, der ein großer Schriftsteller, ein treuer Freund war, er gedachte besonders der leidenschaftlichen Anhänglichkeit Rodenbergs an seine hessische Heimat, er erinnerte an die Anmut, mit der er die Menschen seines Kreises und die Mitarbeiter seiner großen Zeitschrift gewonnen und gehalten hätte. Er rühmte nachdrücklich Rodenbergs Verdienste um die Einheit unserer nationalen Bildung durch die Rundschau. Für diese rief Bruno Hake, nicht ahnend, wie bald er selbst dem greisen Meister und Vorgänger folgen sollte, tief empfundene Worte der Dankbarkeit und des Gelöbnisses über die Bahre, und schließlich überbrachte der Stadtverordnete Waldeck Manasse den Dank der Deutschen Schiller-Stiftung. Dann fuhr der Sarg, von den Nächsten gefolgt, den weiten, weiten Weg hinaus bis auf den Gemeindefriedhof der Stadt Berlin in Friedrichsfelde. Hier war Klostermanns Grundstück Julius Rodenbergs letzte Ruhestatt geworden, hier ward sein Sterbliches an den selbstgewählten Platz gebettet.

Ein Jahr danach, in ganz veränderter Zeit, wurde über dem Grabe das Denkmal errichtet. Unter Rodenbergs Flachbild von Hugo Lederer trägt es diese Verse Julius Rodenbergs:

Was das Schicksal schickt, ertragen,
Auch im Leide nicht verzagen,
Ob in Freude, ob in Trauer —
Glaube niemals an die Dauer.
Trachte nur, daß vor dem Ende
Sich dein innres Sein vollende.

Wie sehr diese Verse den Schlüssel zu Rodenbergs Wesen geben, hob in meisterlicher Rede Konrad Burdach hervor. Er ließ das Bild des Mannes, der unablässig mit sich gerungen und bei manchem Verzicht erfolgreich gerungen hatte, neu erstehn. Er führte noch einmal in die von hundert Erinnerungen gefüllten Räume, die eine Schatzkammer deutscher Bildung darstellten, und von denen aus Rodenberg die deutsche Bildung kritisch und schöpferisch bereichert hatte. Er wies auf ihn hin als auf einen der Verkörperer des großen deutschen Aufstiegs zur Einheit und Geschlossenheit, um deren Bewährung nun Deutschland im Kampfe stand.

Julius Rodenberg war zur rechten Zeit gestorben, eben, bevor das Geschick, zuerst in unvergeßlichem Emporschwung, dann mit immer dunkler werdender Bedrohung über Deutschland heraufzog. Die beiden großen Feuermale der Zukunft hatte er wohl geschaut. Das eine, innere, den sozialen Schicksalskampf hatte er, der Künstler, am deutlichsten im Anblick von Adolf Menzels wegweisendem Meisterwerk, dem „Eisenwalzwerk", gefühlt. Da sah er eine neue Welt, die von

unten emporstieg, und deren Versöhnung mit der alten auch ihm als die Riesenaufgabe der kommenden Zeit erschien. Und mit unbeirrbarer Sicherheit erkannte er auch das Heraufziehen harter Entscheidungen in unserer Stellung zum britischen Weltreich. Als ihn der Herausgeber der Quarterly Review im Jahre 1900 zur Darlegung der Gründe für die heftige Verstimmung Deutschlands gegen England aufforderte, entsprach Rodenberg dieser Bitte mit großem Freimut. Er schilderte in schlüssigem, klarem, geschichtlichem Aufbau, gestützt auf seinen Lehrer Häußer, auf Dahlmann, Sybel und Treitschke, die Beziehungen Englands zu uns seit den Zeiten Wellingtons und Blüchers, Englands zweifelhafte Haltung in der schleswig-holsteinischen und in der luxemburgischen Frage, seine unfreundliche Neutralität im Deutsch-Französischen Krieg; er hatte dessen kein Hehl, daß ihn, der England so viel dankte, die gegenwärtige Spannung tief schmerzte, aber ebenso nachdrücklich, wie auf denselben Blättern unmittelbar hinter ihm Ferdinand Brunetière für Frankreich, stellte er fest, wie einig die deutsche Volksstimmung in der Verurteilung des Kampfes gegen die Buren und zumal der Kampfart sei. Er wies ungescheut darauf hin, daß trotzdem gerade in der Deutschen Rundschau die politische Linie der deutschen Regierung gebilligt worden sei. Er bat, daß Gott einen Krieg zwischen England und Deutschland verhüten möchte, aber er unterstrich das Wort, das, wiederum in der Deutschen Rundschau, Colmar von der Goltz gesprochen hatte, daß es töricht wäre, die Möglichkeit eines Krieges zwischen England und Deutschland bei Englands abwehrender Haltung zu Deutschlands Weltdehnung zu leugnen.

Er hat es nicht mehr erlebt, daß diese Möglichkeit Wirklichkeit wurde. Er ist von der deutschen Erde geschieden, während auf ihr noch der Glanz der Friedenssonne lag und unzerstörbar erschien, was sein Geschlecht geschaffen hatte.

Und in diesem Geschlecht hat Julius Rodenberg seinen unverrückbaren Platz. Ward er nicht der große Dichter, der zu werden jeder jugendliche Ehrgeiz, jede junge Begabung sich einmal sehnt, wurden auch seine Dichtungen von Jahr zu Jahr mehr vergessen und in den Hintergrund gedrängt — das Beste an ihnen, die Spätblüten seiner Erzählung, der Berliner Bürgerroman, die Berliner Bilder, eine Reihe tief heraufgeschöpfter Gedichte bleiben gewiß auf lange hin Bestand unserer lebenden Literatur. Und bleiben wird das Werk der Rundschau. Hier zum erstenmal ward die literarische und die wissenschaftliche schöpferische Arbeit der geeinten Nation weithin wirkend zusammengestellt. Hier war von einem kritischen Geist und einer behutsamen Hand ein geistiger Bau errichtet worden, der das Deutschland der nationalen und liberalen Epoche für alle Zeiten darstellt, und in dessen Höhenführung auch die weltpolitischen und sozialen Strö-

mungen der neuen Zeit bereits ihre unverkennbaren Linien ziehen.

Der solches Werk vollbrachte, mußte vor allem ein Selbstbildner ersten Ranges sein. Unablässig hat Rodenberg an seiner eigenen Vervollkommnung gearbeitet, schauend und wandernd vom Bezirk der engsten Landsmannschaft durch ganz Deutschland bis in die Länder der Fremde, forschend und lernend von dem großen Schrifttum der Vergangenheit und Gegenwart und mit kritischer Prüfung noch vom jugendlichen Überschwang seiner Spättage. Warm war sein Gefühl für Menschen und Dinge. Keiner Sensation war er verfallen, keiner Partei pflichtig. Wo er liebte, blieb er treu. Eigene Vorliebe drängte er zurück, wenn die größere Aufgabe es forderte — „seinen Überzeugungen gegenüber", sagt Ernst Heilborn von ihm, „kannte er keine Kompromisse, gewiß nicht in ästhetischer, aber auch nicht in politischer Hinsicht". Aufdringliche Geschäftigkeit, ehrfurchtloser Spott, dekadente Skepsis stießen ihn ab. Gewiß war Rodenberg, wie jeder tüchtige Mann und erst recht jeder tüchtige Deutsche, ein Stück Philister; war er nicht „aus Rippenburg und Bumsdorf", so war er aus Rodenberg und Nenndorf und hat das nie verleugnet. Aber gerade die enge Verbundenheit seines Wesens mit der Heimat ließ ihn auch fremde Verhältnisse ernst nehmen und machte ihn dem Berliner Boden seiner Meister- und Spätjahre vertraut, gerade der bürgerliche Charakter seines Wesens ließ ihn ohne Schielen nach oben und unten seinen Weg gehn. Der schöne Dankbarkeitszug, den der mit Lobesworten sparsame Fontane seinem besten Roman nachrühmt, durchdrang sein ganzes Leben. Er empfand sich dankbar als das Kind seiner Eltern, er wußte nie genug zu rühmen, was ihm in einem halben Jahrhundert innigsten Zusammenlebens seine Frau bedeutet hatte, er vergaß nie, was er dem erlesenen Freundeskreise seines langen Lebens, was er der glücklichen Führung seines Schicksals, was er den Taten seiner Nation und ihrer Führer schuldig war. Er lebte ein Leben von oft verhaltenem Schmerz und Jubel, voll nie verhaltener menschlicher Teilnahme und voll am Ausgang beruhigter Fügung unter die göttliche Hand, von gehaltener männlicher und schriftstellerischer Würde — so lebt er fort.

Nachweise

I.

Julius Rodenbergs in Buchform erschienene Schriften.

1. Für Schleswig-Holstein! Vierzehn geharnischte Sonette. Der ganze Ertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850.

2. Für Schleswig-Holstein! Geharnischte Sonette. Zweites Heft. Der ganze Ertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1851.

3. Fliegender Sommer. Eine Herbstgabe. Bremen, Franz Schlotmann. 1851.

4. Dornröschen. Bremen, Franz Schlotmann. 1852.

5. König Haralds Totenfeier. Ein Lied am Meere. Marburg, G. Elwert. 1853.

6. Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie. Hannover, Karl Rümpler. 1853.

7. Lieder. Hannover, Karl Rümpler. 1854.

8. Musikalischer Sonettenkranz. Hannover, Karl Rümpler. 1855.

9. Festchronik. Zur Erinnerung an die Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Seiner Hoheit des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg am 25. April 1856. Braunschweig, Schulbuchhandlung. 1856.

10. Waldmüllers Margret. Melodrama in 2 Akten. Hannover, Karl Rümpler. 1856.

11. Pariser Bilderbuch. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1856.

12. Die Regredienterbschaft. Eine Abhandlung aus dem deutschen Recht, welche mit Genehmigung der Hochlöblichen Juristenfakultät zur Erlangung der Würde eines Doktors beider Rechte am 5. Juli 1856 öffentlich verteidigen wird Julius Rodenberg. Marburg, Elwertsche Universitätsbuchdruckerei.

13. Ehen werden im Himmel geschlossen. Liederspiel in 2 Akten, mit freier Benutzung einer französischen Idee. Musik von Georg Goltermann. Bühnenmanuskript. Rinteln.

14. Trutz Frankreich! Sechs Helenalieder zum 18. Oktober 1857. Hamburg, Hoffmann & Campe.

15. Dramatische Idyllen. Kassel, Oswald Bertram. 1858.

16. P. J. de Bérangers letzte Lieder 1834—1851. Deutsch von Julius Rodenberg. Nebst einer Vorrede des Dichters. Hannover, Karl Rümpler. 1858.

17. Kleine Wanderchronik. Zwei Bände. Hannover, Karl Rümpler. 1858. (Zweite Auflage unter der Aufschrift: Von Ostende nach London. Kleine Wanderchronik. Ebenda. 1866.)

18. Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder. Hannover, Karl Rümpler. 1858.

19. Deutsche Antwort auf die Welsche Frage. Preis: 1 1/2 Ngr. Hannover, Karl Rümpler. 1859.

20. Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch. Berlin, Julius Springer. 1860.

21. Die Insel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irland. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke. 1860. (Zweite Ausgabe unter der Aufschrift: Die Insel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irlands Städte, Dörfer und Ruinen. Zwei Teile. Ebenda. 1864.)

22. Verschollene Inseln. Sand- und Seebilder. Berlin, Julius Springer. 1861. (Von der zweiten Auflage an unter der Aufschrift: Stilleben auf Sylt.)

23. Die Harfe von Erin. Märchen und Dichtung in Irland. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1861.

24. Tag und Nacht in London. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Mit Zeichnungen nach der Natur von William M'Conell. Berlin, Oswald Seehagen. 1862.

25. Das Mädchen von Korinth. Eine Operndichtung in vier Akten. Komponiert von Jean Joseph Bott. Berlin, A. Charisius, Lüderitzsche Buchhandlung. 1862.

26. Arien und Gesänge aus: Actäa, Das Mädchen von Korinth. Große Oper in vier Akten. Dichtung von Julius Rodenberg. Musik von Jean Joseph Bott. Berlin. 1862.

27. Feramors. Lyrische Oper in drei Akten. Dichtung, frei nach Th. Moore. Musik von Anton Rubinstein.

28. Die Straßensängerin von London. Ein Roman in drei Büchern. Berlin, Oswald Seehagen. 1863.

29. Gedichte. Berlin, Oswald Seehagen. 1864. (Von der vierten Auflage an unter der Aufschrift: Lieder und Gedichte. Berlin, Gebrüder Paetel.)

30. Diesseits und jenseits der Alpen. Bilder von der Adria, aus Oberitalien und der Schweiz. Berlin, Oswald Seehagen. 1865.

31. Die neue Sündfluth. Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert. Berlin, Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung. 1865.

32. Die Myrthe von Killarney. Ein modernes Idyll. Berlin, G. Grote. 1867.

33. Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugene Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. B. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1867.

34. Ein dänisches Seebad. Vier Wochen in Helsingör. Berlin, Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung. 1867.

35. Aus aller Herren Ländern. Plaudereien. Berlin, R. Lesser.

36. Von Gottes Gnaden. Ein Roman aus Cromwells Zeit. Berlin, Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung. 1870.

37. Für Straßburgs Kinder! Eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern. Kriegs- und Friedenslieder. Preis 5 Sgr., 18 Kr. rh. Der Ertrag auch der nach Weihnachten 1870 verkauften Exemplare ist für die armen Kinder von Straßburg bestimmt. Berlin, Franz Lipperheide. November 1870.

38. Prolog bei dem großen Konzert zum Besten des Landeshilfsvereins sowie des internationalen Vereins vom Roten Kreuz am 3. September 1870. Dresden, Meinhold & Söhne. 1870.

39. Die Heimkehr. Ein Festspiel zum feierlichen Einzug der Truppen in Berlin. Musik von C. Eckert. Berlin, R. Lesser. 1871.

40. Lorbeer und Palme. Zwei Festspiele zur Erinnerung an die glorreiche Heimkehr unserer Truppen aus Frankreich im Sommer 1871. Berlin, Franz Lipperheide. 1871.

41. Studienreisen in England. Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1877.

42. In deutschen Landen. Skizzen und Ferienreisen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1874.

43. Wiener Sommertage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1875.

44. Ferien in England. Berlin, Gebrüder Paetel. 1876.

45. Die Grandidiers. Ein Roman aus der französischen Kolonie. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. 1879.

46. Der Turm zu Babel. Geistliche Oper in einem Aufzuge. Musik von Anton Rubinstein. Leipzig, Berthold Senff. 1880.

47. Belgien und die Belgier. Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier im Sommer 1880. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

48. Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. Berlin, Gebrüder Paetel. 1882.

49. Sulamith. Ein biblisches Bühnenspiel in fünf Bildern. Nach dem hohen Liede Salamonis. Musik von Anton Rubinstein. Berlin, Ed. Bote & G. Bock. 1883.

50. Friedrich Schiller. Szenen aus seiner Jugend. Ein Festspiel zur Feier des 25jährigen Bestehens der Schiller-Stiftung. Berlin, Hermann Paetel. 1884.

51. Bilder aus dem Berliner Leben. Berlin, Gebrüder Paetel. 1885.

52. Lessing in Berlin. (Als Handschrift gedruckt.)

53. Bilder aus dem Berliner Leben. Neue Folge. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

54. Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben. Berlin, Gebrüder Paetel. 1888. (Seit 1891 mit 51 und 53 als wohlfeile Ausgabe verbunden.)

55. Herrn Schellbogens Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

56. Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

57. Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

58. Bilder aus dem Berliner Leben. In einer Auswahl. Halle a. S., Otto Hendel.

59. Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sizilien. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

60. Die Begründung der Deutschen Rundschau. Ein Rückblick. Berlin, Gebrüder Paetel. 15. November 1899.

61. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

62. Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

63. Briefe über einen deutschen Roman. Julius Rodenberg an Enrica von Handel-Mazzetti. Mit einem Anhang: Die Schlußkapitel der Armen Margareth nach dem Erstabdruck in der Deutschen Rundschau. Kempten und München, Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung. 1911.

64. Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von August Langmesser. Berlin, Gebrüder Paetel. (Dr Georg Paetel). 1918.

65. Julius Rodenberg. Aus seinen Tagebüchern. Die Auswahl ist getroffen von Justina Rodenberg. Die Einführung schrieb Ernst Heilborn. Egon Fleischel & Co., 1919.

36a. Oliver Cromwell. Historischer Roman. Originalroman der „Westlichen Post“. (Separatabdruck.) St. Louis, Mo. Druck und Verlag von Plate, Olshausen & Co., Nr. 116 und 118 Chesnut-Straße. 1869.

21a. The Island of the Saints. A pilgrimage through Ireland. By Julius Rodenberg, Author of „An Automn in Wales“. Copyright edition. London, Chapman and Hall, 193, Piccadilly. 1861.

24a. Dag och Natt i London. En Skizzbok till Verldsexpositionen af Julius Rodenberg. Öfversättning af C. J. Dahlberg. Stockholm, P. G. Berg, 1862.

28a. Gadesangersken i London. Roman af Julius Rodenberg. Jordans Forlag. Siegfried Olsens Bogtrykkeri i Storehedinge. 1863.

28b. De Straatzangeres van London. Door Julius Rodenberg. Te Deventer by A. ter Gunne. 1863.

31 a. De nieuwe Zondvloed. Een roman uit de vorige eeuw, door Julius Rodenberg, Schrijver van „de Straatzangeres van London". Uit het hoogduitsch. Deventer, A. ter Gunne. 1866.

31b. De nieuwe Zondvloed. Een roman uit de vorige eeuw, door Julius Rodenberg. Utrecht, L. E. Bosch en Zoon, 1866.

33a. Paris vid Dagsljus och Lyktsken. Teckningar af Julius Rodenberg, m. fl. Öfversättning. Göteborg. N. Zetterströms Förlag. 1867.

33 b. Parijs bij Dag en bij Nacht. Losse Bladen uit het Schetsbook van Julius Rodenberg. Mit Bijdragen van Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Ch. Marelle, H. B. Oppenheim, William Reymond en Alfred Woltmann. Naar het hoogduitsch. Amsterdam, Y. Rogge. 1867.

31c. Den nye Syndflod. En Roman fra det forrige Aarhundrede af Julius Rodenberg. Oversat af Cand. juris C. Borgen, Criminalratsfuldmoegtig. Kjobenhave. Forlagt af og trykt hos S. Trier. 1868.

31d. Le nouveau déluge par Jules Rodenberg. Edition autorisée par l'auteur. Paris, 1869. Naumburg a. S., chez G. Paetz, libraire-éditeur.

29a. The poems of Julius Rodenberg, translated into english verses and the original metres, with the german text on the opposite page, by William Vocke. Chicago, The Western News Company, 121 and 123 State Street. 1869.

36b. Bij de Gratie Gods. Een roman uit den tijd van Cromwell, naar J. Rodenberg door T. Kouwenaar. Amsterdam, T. Kouwenaar. 1870.

36c. King „by the Grace of God". An Historical Romance. By Julius Rodenberg. In three volumes. London: Richard Bentley and Son. New Burlington Street. 1871.

41a. England, literary and sozial, from a german point of view. By Julius Rodenberg. London, Richard Bentley & Son, New Burlington Street, Publishers in Ordinary to Her Majesty. 1875.

45a. Giulio Rodenberg. I Grandidier. Romanzo della Colonia Francese. Versione dal Tedesco di Valeria Faccanoni. Milano, A. Brigola e C., Editori. Via Manzoni 5.

45b. Julius Rodenberg. De Familie Grandidier, of de Nakomelingen van een Hugenoot. Een Roman, vertaald door J. Sepp. Sneek, H. Pijttersen, Tz.

45c. The Grandidier: a tale of Berlin life. By Julius Rodenberg. From the German by William Savile. In three volumes. London, Sampson Low, Marston, Searle & Rivington, Crown buildings, 188, Fleet Street. 1881.

59a. Julius Rodenberg. Taormina - Acireale. Traduzione dal Tedesco di Caterina Firmaturi di Chiosi. Acireale, Tipografia Donzuso. 1894.

Von Nr. 1—61 bin ich der Aufstellung von Arend Buchholtz in der Festschrift (s. unten) gefolgt; nur Nr. 14 und 52 sind eingefügt und einige kleine Richtigstellungen erfolgt.

II.

In Rodenbergs Nachlaß fanden sich seine Tagebücher; Auszüge aus ihnen sind (I, 65) 1919 veröffentlicht worden. Der Bestand umfaßt 22 starke Oktavbände. Die erste Einzeichnung stammt aus Rinteln vom 7. November 1849. Die Aufzeichnungen folgen dann mit großer Regelmäßigkeit bis zur Pariser Reise (1855); diese selbst ist nur durch wenige Vermerke vertreten. Die Lückenhaftigkeit dauert bis zum April 1858 an; dann erscheinen wieder genaue Notizen bis zum September 1860. Neue Lücke bis Juli 1861, neue Ausführlichkeit bis August 1863. Dann aber

klafft eine fast völlige Leere, bis am 15. Dezember 1876, Margarethenstr. 1, die regelmäßige Führung wieder aufgenommen und in den letzten 15 Bänden bis zum 10. Juni 1914 durchgehalten wird. In den ersten Jahrgängen überflutet die Lyrik häufig die sachlichen Eintragungen, seit 1860 tritt sie zurück, 1876 verschwindet sie fast völlig.

Neben dieser unschätzbaren Hauptquelle befinden sich in Berlin Rodenbergs Briefe an seine Eltern aus dem Jahre 1848 und von 1859—1893. Daneben standen mir sein Studentenstammbuch mit zahlreichen Inschriften von Verwandten, Freunden, Kommilitonen, Schriftstellern, Tondichtern, einige Briefe an seine Frau und Tochter, die Briefe an Charlotte Lady Blennerhasset, Friedrich Kreyßig, Otto Pniower und Paul Schlenther und eine Anzahl ungedruckter Gedichte zur Verfügung.

Die umfänglichste Nachlaßmasse ist dem Goethe-Schiller-Archiv anvertraut. Hier liegen die Handschriften von Rodenbergs Dichtungen und dreißig (neben den Tagebüchern bedeutungslose) Notizbücher. Sodann schließt sich hier auch die erste Lücke der Tagebücher durch die anscheinend ganz vollständig erhaltenen Briefe an die Eltern von den ersten Glückwunschbogen des neunjährigen Knaben bis zum 24. November 1858 — im ganzen 304 Stücke. Endlich verwahrt das Archiv mehrere 1000 Briefe an Rodenberg. Von diesen sind solche Deutschs, Freiligraths, Marschners (durch Rodenberg), Mariens von Ebner-Eschenbach (durch Bettelheim), Fontanes (durch Pniower und Schlenther), Kellers (durch Baechtold), C. F. Meyers (durch Langmesser) veröffentlicht worden; es sind aber hier noch reiche ungehobene Schätze für die literarhistorische Forschung vorhanden.

Den Herren Julius Wahle und Max Hecker bin ich für ihr Entgegenkommen bei meiner Benutzung dieser Weimarer Handschriften an Ort und Stelle zu herzlichem Danke verpflichtet. Für einzelne, zum Teil sehr wertvolle mündliche Aufschlüsse und Hinweise danke ich Rodenbergs Tochter, Frau Oberstleutnant Nöhring, seiner einzigen noch lebenden Schwester, Frau Emma Weinstein, den Herren Arend Buchholtz, Konrad Burdach, Ernst Heilborn, Karl Heine, Max Lenz, Hans von Müller, Max Osborn (der Rodenbergs Briefe an Frenzel als dessen literarischer Nachlaßverwalter bewahrt), Georg Paetel, Georg Reicke, nicht zuletzt Herrn Otto Pniower, dem ich für die Anregung zu der Arbeit und manchen Ratschlag während der Ausführung aufrichtig verpflichtet bin. In Rodenberg empfing ich neben freundlicher Führung manch wichtige Mitteilung durch den Bürgermeister Herrn Doktor Ritter, die Herren Mithoff und Scharff (der das Geburtshaus des Dichters bewohnt) und Frau Plauth, in Rinteln durch Herrn Studiendirektor Doktor Peters.

Die Durchführung des Werkes wäre mir aber ohne die stete Unterstützung von Frau Justina Rodenberg nicht möglich gewesen. Sie hat mir nicht nur den Nachlaß und — als Arbeitsraum — Rodenbergs Schreibzimmer und Bibliothek zur Verfügung gestellt, sondern sie hat jeden meiner Wünsche nach Andenken und Büchern, vor allem nach mündlichen Aufschlüssen und Nachrichten, mit der erstaunlichen Kraft ihres untrüglichen Gedächtnisses erfüllt. Ihr schulde ich den größten Dank, und es ist mir eine tiefe Genugtuung, das Buch noch alsbald nach des Gatten neunzigstem Geburtstag in ihre Hände legen zu können.

III.

(Verweisungen auf Rs. in Buchform vorliegende Schriften (I) unterlasse ich. D. R. = Deutsche Rundschau. Festschrift = Julius Rodenberg. 26. Juni 1831—1901. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901. Als Hds. gedr.)

Zum ersten Kapitel.

Die Stadt Rodenberg: A. Mithoff, Chronik der Stadt R. von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Rodenberg, 1912. Das. S. 389 f. die Erzählung von Rs. väterlichen Vorfahren. Die Familie

Coppel: S. Gronemann, Genealogische Studien über die alten jüdischen Familien Hannovers. Berlin, 1913. S. 151 f. Rinteln: H. Freiherr Langwerth von Simmern, Aus meinem Leben. Erlebtes und Gedachtes. Berlin, 1898.

Zum zweiten Kapitel.

S. 19 Die 44 Sonette ungedruckt im Berliner Nachlaß. Titel: Ein Totenkranz von Julius von Rodenberg. Seinem Freunde Friedrich Bodenstedt in herzlichster Liebe gewidmet vom Verfasser.

S. 23 Marburg: W. Schoof, Marburg, die Perle des Hessenlandes. Ein literarisches Gedenkbuch. 1898. Darin 9 kl. Beiträge Rs. aus schon gedruckten Schriften. Dazu Rs. Besprechung D. R. 99, 157.

S. 25 Escheberg: P. Heidelbach, Deutsche Dichter und Künstler in Escheberg. Marburg, 1913. Dazu Rs. Besprechung D. R. 155. Vgl. auch D. R. 44, 43 ff. und 209 ff.

S. 25 Gabillon: H. Bettelheim-Gabillon, L. G. Wien 1900. S. 69 f.

S. 26 f Berlin: P. Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. Berlin 1900. F. Lewald, Meine Lebensgeschichte. Neue Ausg. Berlin 1871. III. L. Pietsch, Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den fünfziger Jahren. 2. Aufl. Berlin 1899. O. Roquette, Siebzig Jahre. Darmstadt 1893. H. Spiero, Das poetische Berlin. Alt-Berlin. München 1911. Die Festschrift. Das Grimmsche Haus: Rodenberg, Im Hause der Grimm. Liter. Echo 13. Das Dunckersche Haus: Pietsch a. a. O. J. Baechtold, Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher. 4. Aufl. Stuttgart 1903. II. F. Spielhagen, Frei geboren. Keller: Seine Gedichte. Baechtold a. a. O. Rodenberg, D. R. 64, 461 f. F. Lewald: J. R., D. R. 60, 461 f. und a. a. O.

S. 30 Prutz Urteil über R.: Deutsches Museum II, vertieft und erweitert in: Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848 bis 1858. Leipzig 1859. I, 259 ff.

Zum dritten Kapitel.

S. 32 Joachim bei Bettina: F. Wehl, Zeit und Menschen. Altona 1889, II. S. 65 f.

S. 33 Hessisches Jahrbuch für 1854. Dass. für 1855. Kassel, Oswald Bertram. Der Herausgeber nennt sich nicht. 1854 enthält von R. 3 Gedichte und 12 Sprüche, von Grimm das Lustspiel „Schnacke und Schnibberndorf“, 1855 von R. 8 Gedichte, von Grimm ein Gedicht und die Übertragung eines armenischen Volksliedes aus dem Engl. Julian Schmidt: Rodenberg, D. R. 47, 215.

S. 34 Griepenkerl in Weimar: O. Sievers, R. Griepenkerl, der Dichter des „Robespierre“. Wolfenbüttel, 1879. S. 128 f.

S. 36 Die Londoner Verbannten: M. von Meysenbug, Memoiren einer Idealistin. Volksausg. Berlin. II. Goldstücker: K. Rosenkranz, Politische Briefe und Aufsätze 1848 bis 1856. Herausgeg. v. P. Herre. Leipzig, 1919. Anders urteilt W. Tobias, Th. v. Bernhardi und Th. Goldstücker. Berlin 1901.

S. 38 f Freiligraths Gedichte: Schrödersche Ausg. 7, 15 u. 16.

S. 40 Rubinstein: Rodenberg, D. R. 82, 242.

S. 42 A. Stern über R.: Jahrbuch deutscher Dichtung, hsg. von K. Weller. 1857. 2. Teil. Leipzig, 1858. S. 27 f. — Mosenthal in Wien: Dingelstedt, Literarisches Bilderbuch. 2. Ausg. Berlin, 1879. S. 27 ff.

Zum vierten Kapitel.

Die Urteile von Prutz und Stern a. a. O. Die von Waldau, Roquette, Bodenstedt brieflich. Th. Storms Urteil: Fr. Eggers Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt I, 7, jetzt: Storms sämtl. Werke, Braunschweig, 1913, 9, S. 41 ff.

S. 46 H. Kurz: Ges. Werke, Heysesche Ausg. 1, 22.

Zum fünften Kapitel.

S. 48 Scherer: Geschichte der deutschen Literatur. 5. Aufl. Berlin, 1889. S. 663 f.

S. 49 Hebbel über R.: Illustr. Ztg. 31. Bd. 1858. Jetzt: Säkularausgabe 12, 199 f. — Fontane: Ges. Werke II, Bd. 4 und 8.

S. 52 Prutz: Deutsches Museum 1862, 22; Grün brieflich.

Zum sechsten Kapitel.

Berlin: S. oben Kap. 2. Ferner (auch für Kap. 10): Fontane, Scherenberg (Ges. W. II, 3). Pietsch, Wie ich usw. Erinnerungen aus den sechziger Jahren. Berlin, 1894. J. Stettenheim, Heitere Erinnerungen. Berlin, 1895. H. Spiero, Das poetische Berlin. Neu-Berlin. München, 1912.

S. 54 Actäa: C. Schäffer u. C. Hartmann, Die Königlichen Theater in Berlin. Berlin, 1886. S. 1. — R. über Hülsen: D. R. 58, 154 f.

S. 56 Titus Ullrich: Rodenberg, D. R. 66, 310 f.

S. 56 Frenzel: Freundesgaben an K. F. zu seinem goldenen Doktorjubiläum am 19. Februar 1903. Berlin. Als Hds. gedr. Rodenberg über F.: das. S. 59 und D. R. 63, 149; 93, 432; 160. F. über R.: Julius Rodenberg. Deutsche Dichtung III, 8. S. u. Kap. 8, 10, 11, 12 und Festschrift.

S. 61 Revue Contemporaine: Paris 1867. Bd. 58—59. Im Scottish Journal 1865 (Edinburgh, Glasgow, London) erschien die „Neue Sündflut" unter dem Titel „Lady Grace Dalrymple Elliot or The Deluge of Blood" 1865.

S. 61 Dohm: Rodenberg, D. R. 34, 476 f. Das Dohmsche Haus: E. Zabel, Rrrr. Geschichte eines Konsonanten und anderes. Berlin, 1912. Spiero a. a. O. Das Olferssche Haus: Hedwig von Olfers geb. von Stägemann. Berlin, 1908, 1914.

S. 62 Rodenberg über Lasker: D. R. 38, 314 f., über Bamberger: D. R. 99, 296 f.

S. 65 Zur Heimkehr: Schäffer u. Hartmann a. a. O. S. 96.

S. 67 Das Haus Paetel: Festklänge, Herrn Elwin P. zum 25jährigen Jubiläum 14. März 1895 von Mitarbeitern der D. R. und Autoren seines Verlages. (Als Hds. gedr.) E. Mangelsdorf, Elwin P. (Auszug aus dem Adreßbuch des dt. Buchhandels für 1916). Rodenberg, E. P., D. R. 133. Rundschau: Neben Rodenberg und den eben erwähnten Schriften insbes.: D. R. 1874—1899. Gedenkschrift im Auftrage der Verlagshandlung zusammengestellt von W. Paetow, Berlin. 1899.

Zum siebenten Kapitel.

S. 71 Blüthgen und Tolstoi über die Misérables: Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. VIII, 1.

S. 73 Stern über den hist. Roman: Zur Literatur der Gegenwart. Leipzig, 1880. S. 52 f. — C. F. Meyer: s. o. I, 64, S. 17.

Zum achten Kapitel.

S. 80 f Leixner: Berl. Bürger-Zeitung v. 19. Dezember 1878. Frenzel: National-Zeitung, Morg.-Ausg. v. 27. November 1878 und a. a. O. Lammers: Weser-Zeitung, Morg.-Ausg. v. 15. November 1878 (vgl. auch Mathilde Lammers: Elberfelder Ztg. v. 11. November 1878, 2. Ausg.) Brandes: The Academy 12. April 1879. Rivista Europea 1878, S. 786—791 (Verf.: Scartazzini). Kreyßig: Beilage zur Allgem. Ztg. 3. November 1878. Keller: Baechtold a. a. O. III. Fontane: Voss. Ztg. v. 21. November 1878.

Zum neunten Kapitel.

Rundschau: s. o. Kap. 6. Ferner u. a.: W. v. Schierbrand, Germany. The Welding of a World Power. Neuyork, 1902. S. 327 f. Die Festschrift. Spiero a. a. O.

S. 85 Keller: Baechtold a. a. O. III.

S. 85 Meyer: s. o. I, 64; dazu H. Maynes Besprechung: Lit. Echo 21. Ebner-Eschenbach: A. Bettelheim, Marie v. E.-E. Wirken und Vermächtnis. Leipzig (1920). S. 171 ff. Die Festschrift.

S. 87 Fontane über die Rundschau: s. o. I, 60.

S. 87 H. Hoffmann: O. Ladendorff, H. H. Sein Lebensgang und seine Werke. Berlin, 1908. S. 45.

S. 89 Zahn: Frankf. Ztg. v. 23. Mai 1915.

S. 89 Handel-Mazzetti: s. o. I, 63.

S. 92 Kreyßig: F. K., Literarische Studien und Charakteristiken. (Nachgel. Werk.) Mit einer Einl. v. J. R. Berlin, 1882. S. a. D. R. 22, 315 f. — Rodenberg über Scherer: D. R. 48, 460 f.

S. 93 Rodenberg über Ehlert: D. R. 38, 314 f., über Macaulay: D. R. 16, 228 ff. Jähns über Macaulay: Geschichtl. Aufsätze, hrsg. v. Koetschau, Berlin 1903.

S. 94 Rodenberg über Grimms Essays: D. R. 62, 154. R. über Nachtigal: D. R. 43, 475.

S. 96 f Kaiser Friedrichs Tagebuch: E. Engel, K. Fr. Tagebuch. Mit Einl. u. Aktenstücken. Halle 1919. H. Delbrück, Das Tagebuch K. Fr. Berlin, 1889. O. Arendt, K. Fr. und Fürst Bismarck. Berlin, 1888. Bismarck über die Echtheit: M. Busch, Tagebuchblätter. Leipzig, 1899. III, S. 243.

Zum zehnten Kapital.

S. 100 Rodenberg, Der Matthäikirchplatz in Berlin. Lit. Echo 18. E. Wechsler, Berliner Autoren. Leipzig. S. 296 ff.

S. 100 Polkakirche: Keller, Ges. Gedichte (Hertz), II, 98.

S. 102 Rodenberg über Verdy: D. R. 146, 143 f.

S. 103 R. über Geibel: D. R. 39, 463 f., über M. M. v. Weber, D. R. 131, 153 f.

S. 104 R. über Kapp: D. R. 41, 456 f.

S. 105 Feramors: Schäffer u. Hartmann a. a. O. S. 29.

S. 105 Wilbrandt: A. W. zum 24. August 1907 von seinen Freunden. Stuttgart 1907. S. 203.

S. 105 R. über Spitta: D. R. 79, 469 f.

S. 106f R. über Kaiser Wilhelms Tod: D. R. 55, 1 f. Über Kaiser Friedrichs Tod: 56, 1 f. Über Bismarcks Abgang: 63, 200 f.

S. 107 Chlodw. Hohenlohe: Denkwürdigkeiten. Stuttgart 1906. II, 464 f.

S. 109 R. über Ranke: D. R. 68, 298 ff.

S. 109 Zu R.s Verhältnis zur engl. Literatur: Der 2000. Bd. der Tauchnitz-Edition: D. R. 30, 311 ff.

S. 110 Rede auf Hiltl, Brachvogel, Gutzkow: Voss. Ztg. v. 25. Februar 1879. Dazu G. Brandes, The Academy 12. April 1879.

S. 114 R. über Kraus: D. R. 110, 298 f., über Putlitz: D. R. 84, 285 f.

S. 115 R. und das Weimarer Fürstenhaus: D. R. 73, 161. 85, 141. 91, 298. 96, 1. 96, 474. 106, 300. „Weimars liebe Frau": Wildenbruch, Letzte Gedichte, S. 167.

S. 116 Wildenbruchs Rede auf R.: Lit. Echo 16. R. zu Grimms Tod: D. R. 108, 280. 70. Geburtstag: E. Heilborn, Nation 18, 37. Frenzel, Nat.-Ztg. 1901, 376. A. Buchholtz, Voss. Ztg. 1901, Sonntagsbeil. 25. W. Paetow, Hann. Courier 23 229. W. Goldbaum, N. Fr. Presse 13,230. P. Wittko, Wien. Fremdenbl. 1901, 173.

Zum elften Kapitel.

S. 117 Alte Hessen D. R. 112, 321 f.

S. 118 Mauthner: F. M., Von Keller zu Zola. Krit. Aufs., Berlin, 1887. Die anderen Urteile brieflich.

S. 119 Malta: Die Übersetzung von Badala liegt nicht in Buchform vor.

S. 122 Heyses Urteil brieflich.

S. 123 Frenzel: Festschrift. Wildenbruch: Festschrift. H. v. Müller: Zwölf Berlinische Geschichten a. d. Jahren 1551 bis 1816. Erzählt von E. T. A. Hoffmann. München, 1921. S. XII ff.

S. 124 R. über Fontanes „Wanderungen": D. R. 32, 474 f.

Zum zwölften Kapitel.

S. 125 Das Gedicht (wie das auf S. 128) ungedr. im Berl. Nachlaß:

S. 126 R. über H. v. Bülow: D. R. 79, 122; über Joachim. D. R. 135, 223. Rubinstein-Prolog: D. R. 83, 145. Wildenbruchs Tod: D. R. 138.

S. 127 R. zu Kellers und Meyers Tod: D. R. 64, 461 f. 85, 298 f.

S. 129f 80. Geburtstag: E. Heilborns Würdigung: Lit. Echo 13, A. Bettelheim, Der Herausg. der D. R. Österr. Rdsch. 27. A. Klaar, J. R. Königsb. Allg. Ztg. 1911, Nr. 291. P. Schlenther, Berl. Tagebl. 318. Herm. Stegemann, Nat.-Ztg. 145. P. Lindau, Voss. Ztg. 307. Ossip Schubin, Nordd. Allg. Ztg. Beil. 146. P. Wittko, Stuttg. Neues Tagbl. 144. Hochland 8, 10. Karl Frenzel (mit besonderem Eintreten für R.s geschichtl. Romane) Frankf. Ztg. 174. Vgl. auch Lit. Echo 13. R. Voß: Aus einem phantast. Leben. Stuttgart 1919.

S. 130 Zur Neuausg. der Grandidiers: E. Heilborn, Aus Alt-Berlin. Lit. Echo 15. L. Frey, N. Zür. Ztg. 1913, 36. H. Spiero, Vom Berliner Roman. Germ.-Rom. Monatsschrift 1914.

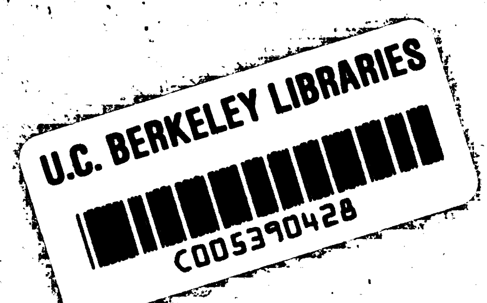
S. 130 Heyses Tod: D. R. 159, 161.

S. 132 Die Nachrufe von Lenz und Hake: D. R. 160. Ferner anläßlich des Todes: A. Klaar, Kgb. Allg. Ztg. 1914, 323. E. Heilborn, Frkf. Ztg. 1914, 191 (unter bes. Hervorh. des Menschlichen). M. Jacobs, Voss. Ztg. 1914, 347 (bes. das Berlinische). R. M. Meyer, Berl. Tagebl. 1914, 347 (bes. die D. R.). P. Schlenther, das. 348. L. Sternaux, Tägliche Rundsch. 1914, 320. Vgl. auch Lit. Echo 16.

S. 132 Burdachs Rede: Berl. Tagebl. v. 4. Juni 1915. Abendausg.

S. 133 Quarterly Review: Nr. 382, April 1900. S. 560 ff.

S. 134 Heilborn: a. a. O. (Nachruf). Rippenburg und Bumsdorf: Raabe, Abu Telfan, Kap. 35.
R. hat der Stadt Berlin 25 000 Mark zur Unterstützung mittelloser Studenten der Friedrich-Wilhelms-Universität vermacht; charakteristischerweise sind zuerst Schaumburger, dann Kurhessen, dann erst andere zu bedenken. Seine Bücherei hat er nach dem Ableben seiner Witwe der Berliner Stadtbibliothek, seine Bilder von Zeitgenossen dem Märkischen Museum zugedacht.


U.C. BERKELEY LIBRARIES
C005390428

